

914- IV R. Prūsija. Karaliaučius (Königsberg)

Asmenvardžiai:

Autoriai:

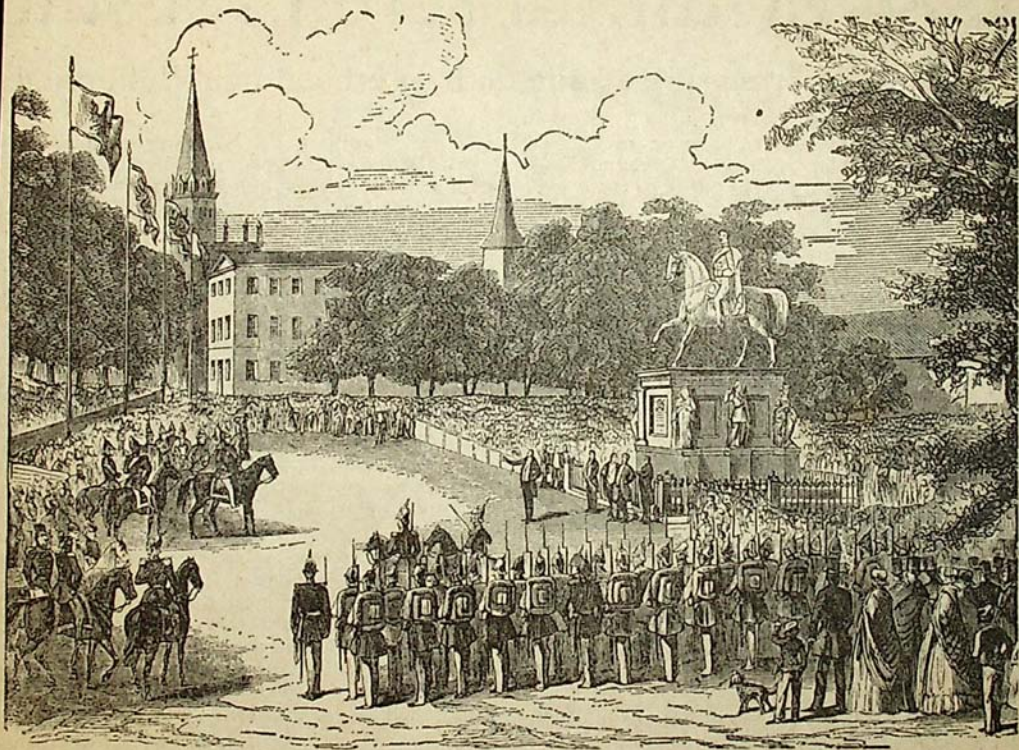
Vietovardžiai: Rytų Prūsija, Karaliaučius (Königsberg)

Reikšminiai žodžiai: istorija, gatvės, bažnyčios, pastatai, gatvės, prisiminimai, transportas, pastatai, paminklai, stotys,

Santrumpos: MD- „Memeler Dampfboot“, OB – „Das Ostpreußenblatt“, DOD – „Deutscher Ostdienst“

Nr.	Pavadinimas	Objekto rūšis	Data	Puslapis	Pastaba
1.	Segtuve informacija apie Karaliaučių (Königsberg) : istorija, miesto planai, bažnyčios, gatvės, transportas, tramvajus, prisiminimai, „Geheimbde Räthin“, geležinkelio stotis, aikštės, uostas, paminklai, gamyklos, vyno namai „Blutgericht“, birža, apie kn. H. Deichelmann „Ich sah Königsberg sterben“, prisiminimai apie įvykius 1945-48 m. Iliustracijose: istoriniai miesto planai, katedra, bažnyčios, pilis, fotoatvirukai su biblioteka? (Das Haus der Bücher)	Iškarpos Iliustracijos Straipsniai			Nenumeruota, priklijuota fotoatvirukai 9 vnt.
2.					
3.					
4.					
5.					
6.					

Pastabos ir pataisymai:



Die Einweihung des Denkmals am 3. August 1851 in Königsberg nach einer zeitgenössischen Darstellung.
Bild: Ostpreußensammlung Lindemann



- | | |
|---------------------------|-----------------------|
| A Das Schloß | S Allhail Rathhaus. |
| B Schloß Kirche. | T Kempt Rathhaus. |
| C Kempt Kirche. | U Löben Rathhaus. |
| D Allh. K. S. Maria | W Langstam Thors u: |
| E Kempt Thors Kirch. | Bisch. |
| F Das Collegium. | X Neue Schantz fr. |
| G Löben K. S. Barbara | Verche Baus. |
| H Röm. Catholik Kirch. | Y Hillerssch Baum. |
| I Neu Herbst Kirch. | Z Lillauscher Baum |
| K Neue Annen Kir. | und Sauffengsch Thor. |
| L Pein K. S. Michael | a Baugons Thor. |
| M Trankens Kirch. | b Freylandisch Thor. |
| N Sauffengsch Kirch. | c Stapphan Thor. |
| O Regensche Kirch. | d Alter Prugel. |
| Q Lohausche Kirch. | e Neuer Prugel. |
| R Groß heidlich Kirch. | |
| R. Ver. heidlich heidlich | |
| und Kirch. | |

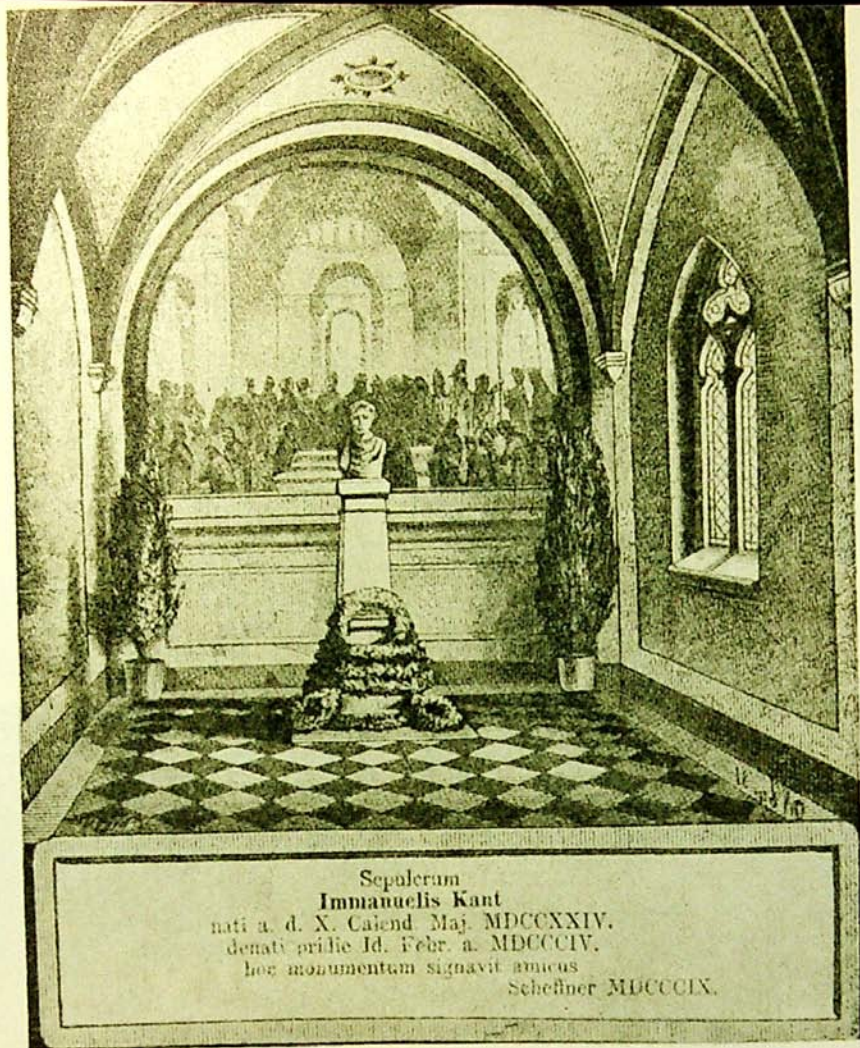


92-9-6-16

Mis Garise

Karl und Königsberg

1974

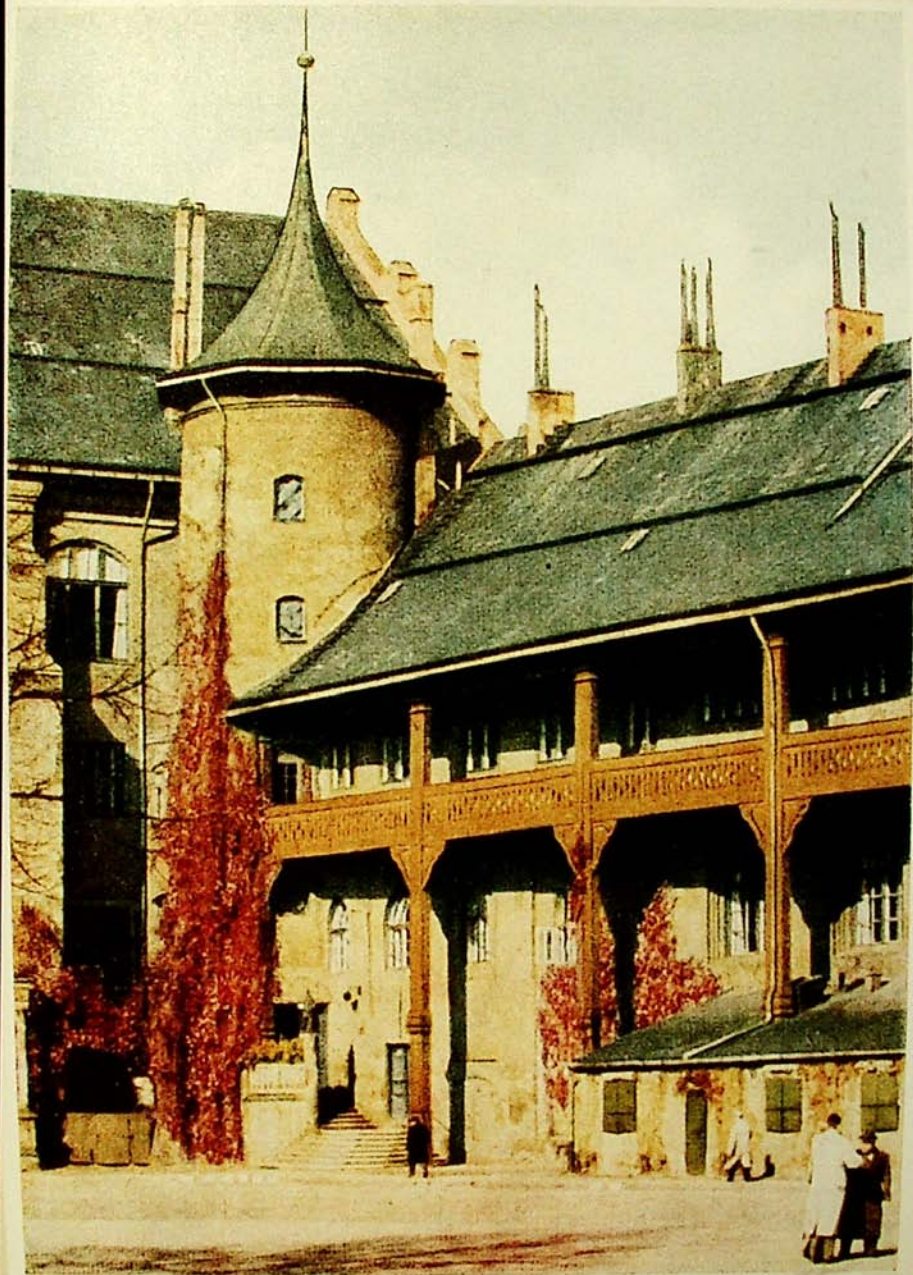


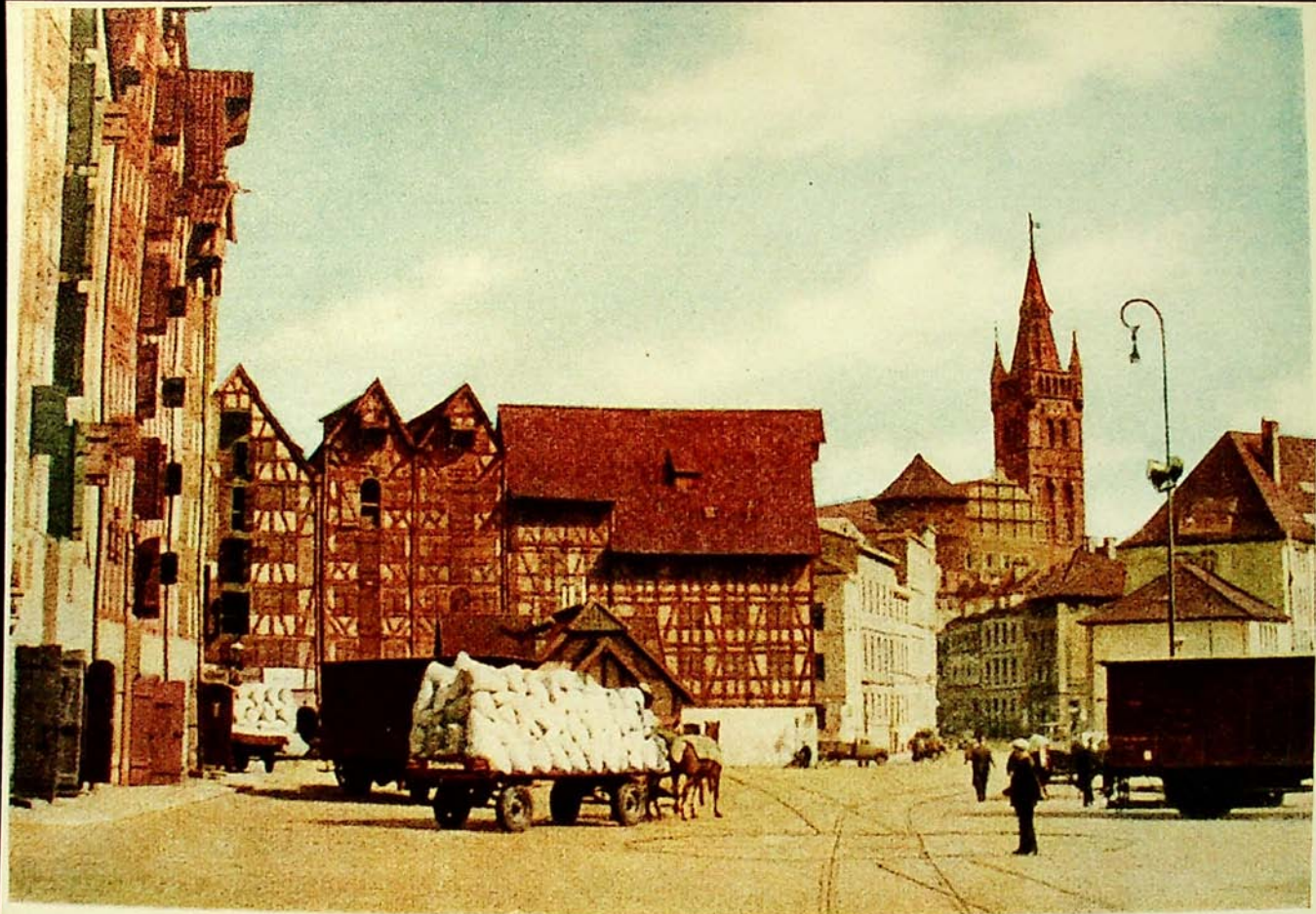
Alte Grabstätte Kants an der östlichen Domseite mit einer Nachbildung der Hagemannschen Kantbüste und einer Kopie der „Raphaelschen Schule von Athen“

92-9-6-14

Miss Fritz Gantze

Karl - d Königsberg











Ernst Lange & Meyer Maschinenfabrik



Kants ehemaliges 1893 abgebrochenes Wohnhaus, Prinzessinstraße 2

92-9-6-14

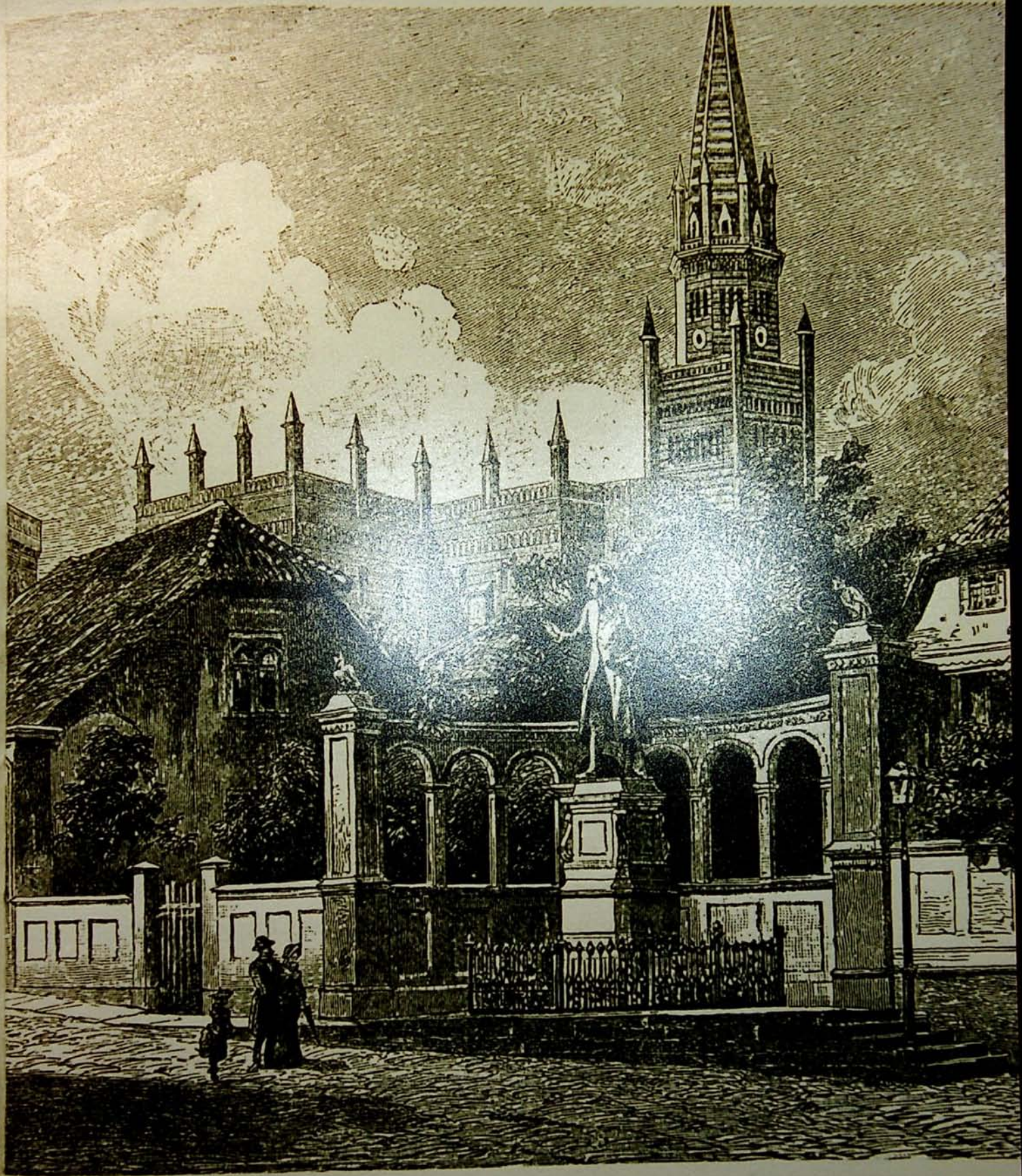
Mrs Fritz Gause

Karl - d Kumpfer

Fritz Gause

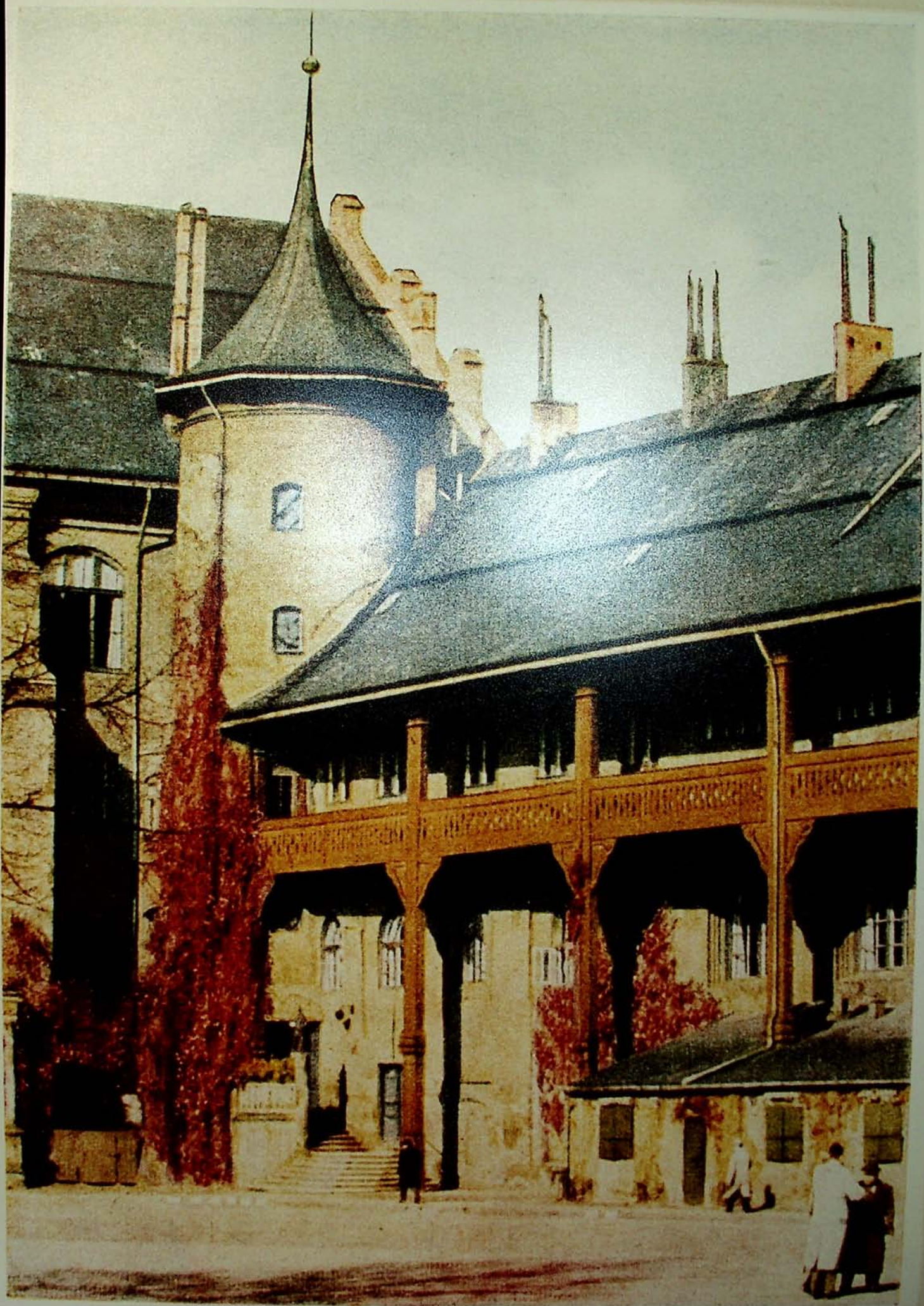
1974





*Kant-Denkmal von Rauch. Zum 60. Todestag vor seinem Wohnhaus
aufgestellt; seit 1885 stand es auf dem Paradeplatz.
Im Hintergrund die Altstädtische Kirche*







Filmdokument der Jahrhundertfeier in Königsberg 1913



*Der Kaiser besichtigt die vor der Jahrhundert-Ausstellung
in Königsberg aufgestellte Ehrenwache.*

Im Januar 1913 gedachte Königsberg in eindrucksvoller Weise der Zeit vor damals hundert Jahren, als Ostpreußen sich gegen Napoleon erhob.

In der von Professor Friedrich Lahrs erbauten Kunsthalle am Wrangelturm war eine Jubiläumsausstellung errichtet. Erinnerungsstücke aus öffentlichem und aus privatem Besitz wie Bilder und Dokumente, Waffen und Uniformen, Möbel, Geräte, Münzen, Vivalbänder brachten in ihrer Gesamtheit dem Beschauer jene in der Geschichte unserer Heimat so ruhmvoll bewegte Zeit nahe.

Zu der Eröffnung dieser Ausstellung war Kaiser Wilhelm II. erschienen. Das Grenadierregiment Kronprinz (1. Ostpr.) Nr. 1 stellte zum Empfang des Kaisers vor der Kunsthalle eine Ehrenwache in historischen Uniformen. Auch der Präsentiergriff erfolgte nach historischem Vorbild, das freilich in eine etwas einfachere Form abgewandelt wurde.

Auf dem Bilde meldet der Kommandeur des Regiments, Oberst Paschen, die Wache dem Kaiser. Am rechten Flügel steht als „Wachhabender“ der damalige Leutnant Hans von Blücher.

Diese Begrüßung des Kaisers wurde auch gefilmt. Eine Wochenschau gab es damals noch nicht. Um so größer war die Überraschung eines Teilnehmers, als er im Jahre 1916 in einem holländischen Feldkino „Bilder aus dem Leben unseres Kaisers“ betrachtete und plötzlich sich selbst in Präsentierbewegung sah.



Die erste preußische Residenz:

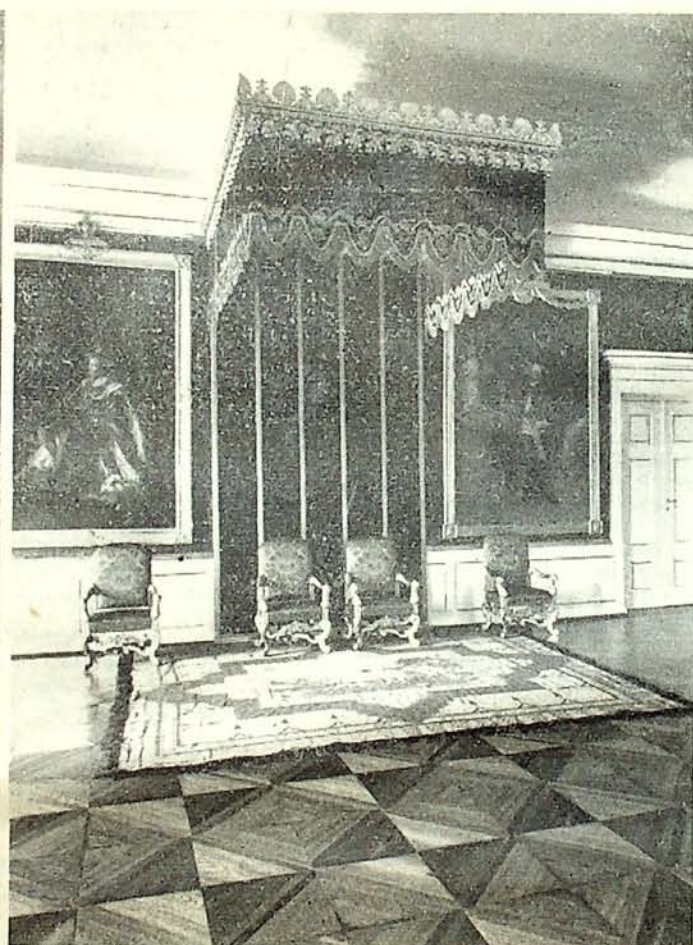
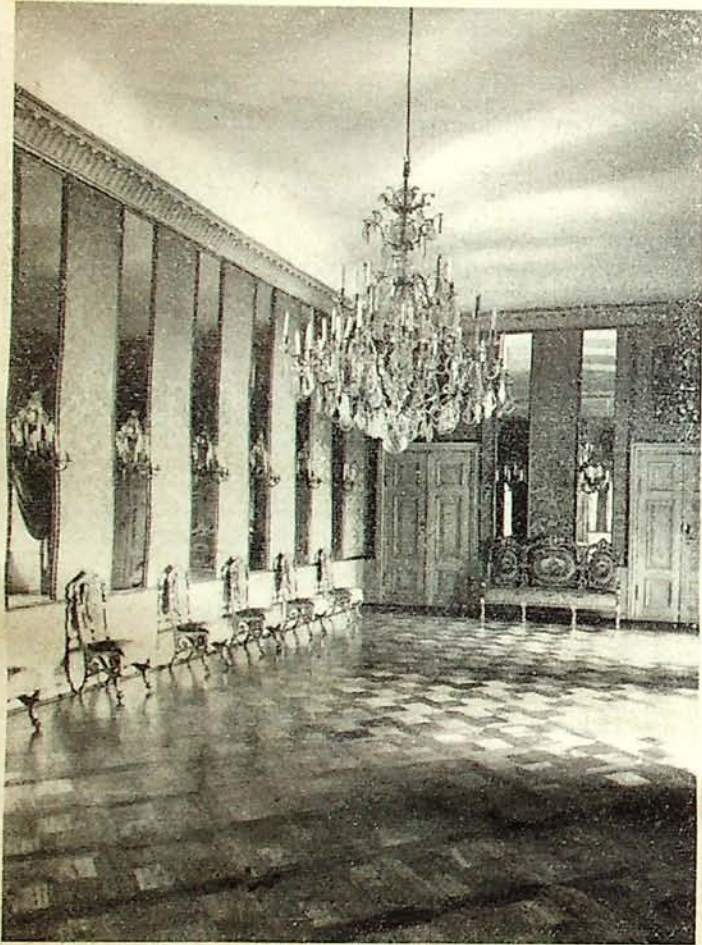
Das Königsberger Schloß

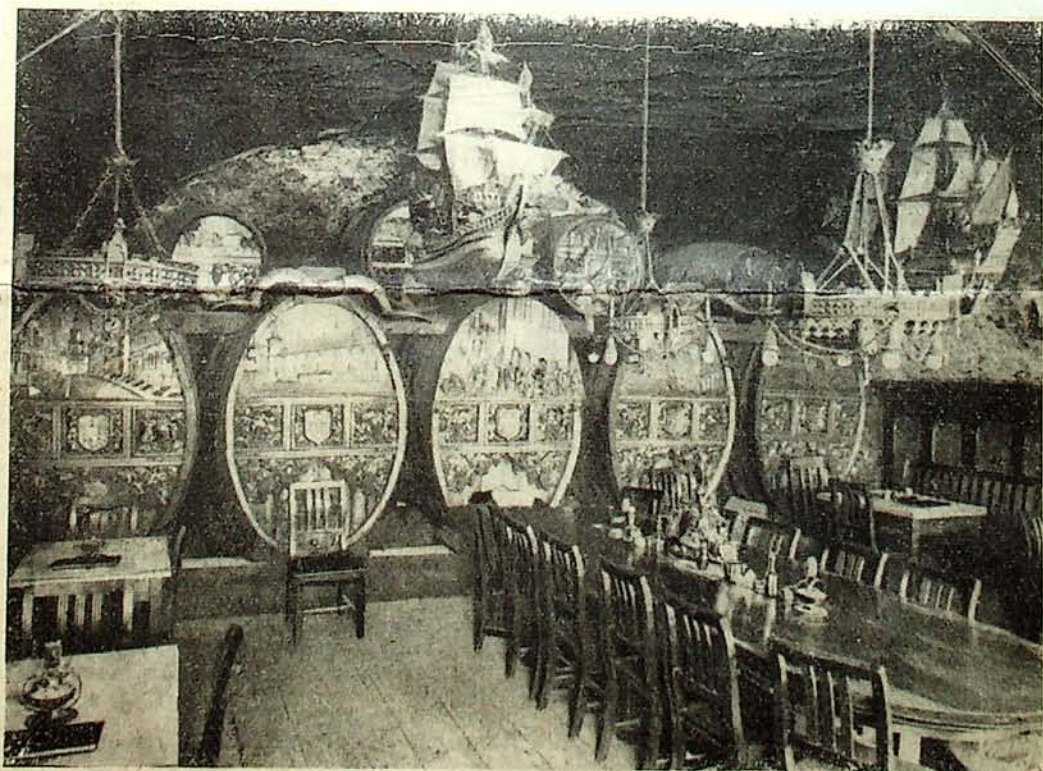
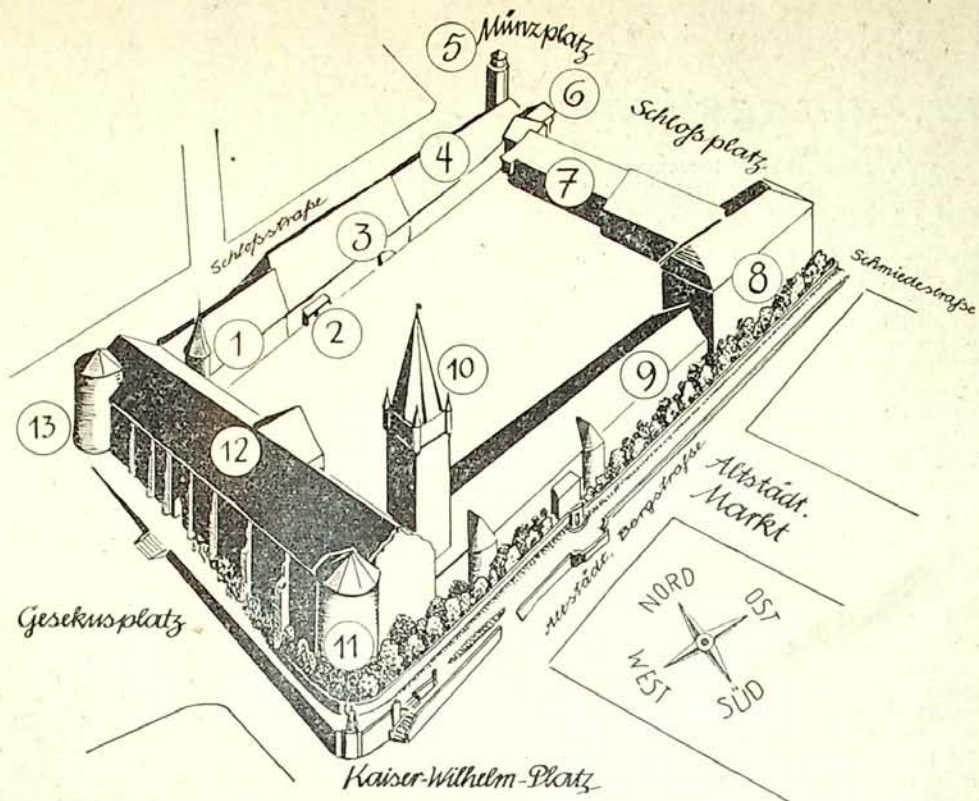




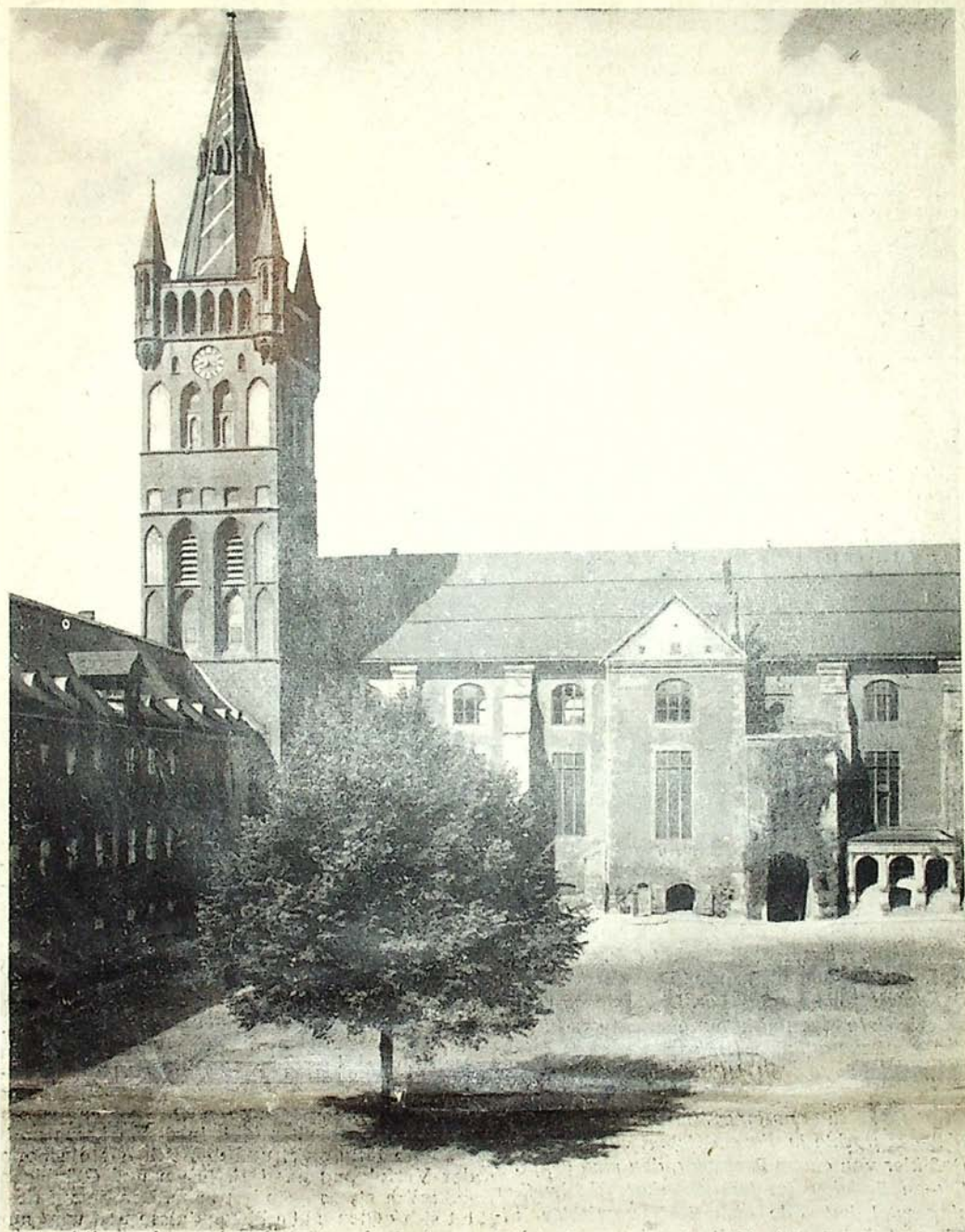
Krauskopf







Mächtige Schaulässer mit geschnitzten Darstellungen von Stadtansichten und Szenen aus der Geschichte Königsbergs sowie vom Kellergewölbe herabhängende Koggen gaben dem „Blutgericht“ — Wo das „Blut“ edler Reben iloß — eine die Phantasie anregende Note.



Im Hof des Königsberger Schlosses

An der Südwestecke stand der um 1380 als Glocken- und Wartturm gebaute „Schloßturm“, unter welchem Namen er uns geläufig ist. Bis zum Ansatz der Ecktürmchen blieb er in seiner mittelalterlichen Gestalt. Vor rund hundert Jahren wurde ihm der spitze, neugotische Helm aufgesetzt, dem der Erbauer der Universität, Friedrich August Stüler, die Form gab. — Rechts lehnte sich der Westflügel an, in dem sich die Schloßkirche befand. Über ihr erstreckte sich der größte Festraum in Deutschland, der „Moskowiter Saal“, dessen Ausstattung und Geschichte auf Seite 11 geschildert wird.







25 JAHRE KALTHÖFER KIRCHE . ERINNERUNGSFEIER AM 26. JUNI

Am Sonntag begeht die KIRCHENGEMEINDE KALTHOF den Tag der 25. Wiederkehr der EINWEIHUNG IHRER KIRCHE. Der Gutsbesitzer und Hauptmann a.D. BERTHOLD KLEIST, dem zu Ehren die Kirchengemeinde die Gedächtnistafel enthüllt, ist am 25sten Juni 1848 als Sohn des damaligen Besitzers des Gutes KALTHOF VOR DEM KÖNIGSTHOR geboren. Er besuchte die Kadettenanstalt und machte als junger Offizier die Kriege 1866 und 1870/71 mit. Nach dem Tode seines Vaters schied er als Hauptmann aus dem Heeresdienst und widmete sich der Bewirtschaftung seines Gutes, übernahm das Amt eines Amtsvorstehers in Kalthof und war in der Königsberger Gesellschaft eine bekannte Persönlichkeit. Alle Bestrebungen des Gemeinsinns im bürgerlichen und kirchlichen Leben fanden bei ihm und seiner Gattin verständnisvolle Förderung. In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts konnte er den grössten Teil seines Gutes an den Militärfiskus verkaufen und gelangte dadurch zu grosser Wohlhabenheit. Er verlegte 1905 seinen Wohnsitz nach Wiesbaden, um dort seinen Lebensabend zu verbringen, nachdem er vorher, gegen eine lebenslängliche Rente, GUTSHOF UND PARK AN DIE STADT KÖNIGSBERG ABGETRETEN hatte. Der Park ist der heutige K a l t h ö f e r P a r k. In seiner Mitte steht ein Gedenkstein, den Freunde Kleists errichtet haben. Er trägt die Inschrift: ZUR ERINNERUNG AN BERTHOLD KLEIST. Hauptmann Kleist war lange Zeit Kirchenältester von Altrossgarten und, um dem Heimatort ein bleibendes Andenken seiner Liebe zu schenken, stellte er Gelände und Kapital zur Verfügung, dass die KAISER FRILDRICH - GEDÄCHTNISKIRCHE erbaut werden konnte. 1907 wurde die Kirche eingeweiht. KLEIST trat bei Ausbruch des Weltkrieges noch einmal in das Heer ein um, mit der noch vorhandenen Kraft dem Vaterland zu dienen. Er ist 1925 in Wiesbaden gestorben. Seine Asche ist auf dem Altrossgarter Friedhof beigesetzt .

Dienstag, den 24. September 1935
Ein romantisches Stück vom
Königsberger

Wer heute im Bogen eines Sommermittags mit Kind und Kegel vors Tor wandert, der zieht es gewiss nach den Hüfen oder nach Maranenhof, auf dem Wege nach Kalthof drängen sich nur noch die Wälder, wenn von Zebau der drohende Ruf der Motoren erklingt und die überhängenden Maschinen im Blau des nordischen Himmels ihre kühnen Bögen und Schleißen ziehen. Sonst nimmt nur noch ein alter Stamm von Spaziergänger den Weg über die Königstrasse, diesen einstigen „Kalthöfischen Ader“, der Anfang des 17. Jahrhunderts hiesigen Hofbedienten zur Bewahrung geschenkt wurde, zum Königstor hinaus, das weitere dort in Scharen lustwandelnden Urogroßkern in seinem „romantischen Bürgerhül“ gern mit der Burg Stolzenfels bei Koblenz verglichen. Und auf dem Walle lagen sie viele ich den Pyllo- sophen K o s e n r a n z herumspazieren, der dabei oft „recht humoristische Gedanken“ darüber hegte, wie er so „zwischen dem zweckvoll geschäftigen Leben der Stadt und den stummen Töden zum Vergnügen in der Mitte“ wandelte. Den Friedhöfen, deren so viele vor dem Tore unter ihrem schlüpfenden Linden- dom einen Ruheplatz von der Arbeit des Lebens geben, hat Wilhelm von Humboldt die schönen Worte ge- widmet: „Das grüne Leben verbindet sich so schön mit den schlummernden Toten. Die schönsten Kir- chhöfe sah ich in dieser Art in Königsberg in Preußen. Sie haben ganze Reihen der schönsten, größten und kräftigsten Linden. Ich brachte einen Teil des Jahres 1809 in Königsberg zu und veräumte nicht leicht, einen schönen Sommermittags auf einem dieser Kirchhöfe herumzugehen.“

Hinter den Friedhöfen rechter Hand lag das vor sieben Jahren abgebrochene Galthaus Sprind, das Generationen von Königsbergern beliebtes Ausflugs- ziel gewesen ist. L. v. Daczlo schickerte 1804 diesen „besten Luftert bei Königsberg“ allerdings mit laurer Miene: „Er hat selbst nichts anzuhörendes, außer daß er nahe bei der Stadt liegt und man größenteils trockenen Fußes hindurch kommen kann. Die Menge der Besuchenden steht noch eine größere Anzahl dahin, und man findet in schönen Lagen hier und in den benachbarten Alleen oft 1000 Spaziergänger.“ Lob fand v. Daczlo für die Allee, die nach Kalthof führte, die jetzige Hermann-Göring- Straße. „Hinter dem Sprinde liegt ein Eisenhammer und eine Allee, die von der Stadt bis nach Kalthof geht. Sie erhebt diese Gegend, die zur rechten Hand auf ein Stück unruhigbares Land, welches zum Exerzierplatz dient, eine sehr traurige Aussicht hat. Kalthof hat die vielen Spaziergänger, welche aus Königsberg dahin gehen, nur der Nachbarschaft und der darin führenden Allee zu danken.“ Karl Haber aber mußte 1840 klagen, daß diese „schöne Linden-allee, um dem neuen Chausseewege nach Neu- hausen mehr Luft und Trockenheit zu verschaffen, fast ganz vernichtet worden“ wäre. — Daczlo fand auch wieder zu bedauern haben. Wie Daczlo fand auch Haber die Kalthöfer Gegend im ganzen wenig ange- nehm; was aber kümmerliche das die spazierlustigen

Königsberger allgemeine Zeitung
Bodo Rehm, Rennparkallee 100
24.9.35

Königsberger - 1811
 Bello Rehberg, Remigiusstraße 100 m C
 24.9.35

Wer heute im Behagen eines Sonntagnachmittags mit Rind und Regal vor's Tor wandert, der zieht es zumeist nach den Hüfen oder nach Maranenhof, auf dem Wege nach Kalthof drängen sich nur noch die Massen, wenn von Teban der dröhnende Ruf der Motoren erklingt und die silberglänzenden Maschinen im Blau des nordischen Himmels ihre kühnen Bogen und Schleifen ziehen. Sonst nimmt nur noch ein alter Stamm von Spaziergängern den Weg über die Königstraße, diesen einstigen „Kalthöfchen Ader“, der Anfang des 17. Jahrhunderts fürstlichen Hofbedienten zur Bekleidung geschenkt wurde, zum Königstor hinaus, das unsere dort in Scharen lustwandellenden Urgroßeltern in seinem „romantischen Burgenstil“ gern mit der Burg Stolzenfels bei Koblenz verglichen. Und auf dem Walle haben sie vielleicht den Philosophen Rosenkranz herumspazieren, der dabei oft „recht humoristische Gedanken“ darüber hegte, wie er so „zwischen dem zweckvoll geschäftigen Leben der Stadt und den stummen Toten zum Vergnügen in der Mitte“ wandelte. Den Friedhöfen, deren so viele vor dem Tore unter ihrem kühl rauschenden Lindendom einen Ruheplatz von der Arbeit des Lebens geben, hat Wilhelm von Humboldt die schönen Worte gewidmet: „Das grüne Leben verbindet sich so schön mit den schlummernden Toten. Die schönsten Kirchhöfe hab ich in dieser Art in Königsberg in Preußen. Sie haben ganze Reihen der schönsten, größten und kräftigsten Linden. Ich brachte einen Teil des Jahres 1809 in Königsberg zu und veräumte nicht leicht, einen schönen Sommernachmittag auf einem dieser Kirchhöfe herumzugehen.“

Hinter den Friedhöfen rechter Hand lag das vor sieben Jahren abgebrochene Gasthaus Sprind, das Generationen von Königsbergern beliebtes Ausflugsziel gewesen ist. L. v. Baczko schilderte 1804 diesen „besuchtesten Lustort bei Königsberg“ allerdings mit saurer Miene: „Er hat selbst nichts anziehendes, außer daß er nahe bei der Stadt liegt und man größtenteils trockenen Fußes hinkommen kann. Die Menge der Besuchenden zieht noch eine größere Anzahl dahin, und man findet in schönen Tagen hier und in den benachbarten Alleen oft 1000 Spaziergänger.“ Lob fand v. Baczko für die Allee, die nach Kalthof führte, die jetzige Hermann-Göring-Straße. „Hinter dem Sprinde liegt ein Eisenhammer und eine Allee, die von der Stadt bis nach Kalthof geht. Sie erhebt diese Gegend, die zur rechten Hand auf ein Stück unfruchtbares Land, welches zum Exerzierplatz dient, eine sehr traurige Aussicht hat. Kalthof hat die vielen Spaziergänge, welche aus Königsberg dahin geschehen, nur der Nachbarschaft und der dahin führenden Allee zu danken.“ Karl Faber aber mußte 1840 klagen, daß diese „schöne Lindenallee, ... um dem neuen Chausseewege nach Neuhäusen mehr Luft und Trockenheit zu verschaffen, fast ganz vernichtet worden“ wäre; — was wir heute wieder zu bedauern haben. Wie Baczko fand auch Faber die Kalthöfer Gegend im ganzen wenig angenehm; was aber kümmerte das die spazierlustigen

Königsberger! Die hielten es mit ihrem Chronisten und Poeten Flögel, der in seinem „Königsberger Frühlingsfeiern“ sang:

Nach Sansjoui und nach dem Sprinde
 Spazieren wir munter hinaus
 Mit unserm Corporal und dem Rinde
 Selbst mit unserm Mops aus dem Haus.
 Wir suchen Viecklöwer und Reischen
 Und damit wir uns ja nicht irren,
 Essen wir statt der Schmandglums die Reischen
 Und hören die Verbe auch schwirren.

Sansjoui ... Gegenüber dem nördlichen Eingange des Kleiiparkes liegt eine ländliche Schmiede, die jetzt auch der Epishade geopfert werden soll, und hinter ihr träumt in einem kühlen Grunde, geborgen und umrauscht von hohen alten Birken und mächtigen Linden, ein altersgraues Gebäude, die alte „Amtsmühle Kalthof“. Vor hundert Jahren rauschten und brausten die Wasser über ihr Mühlrad, und das heute kleine Rinnsal des Ruffergabens war dazumal, gespeist von dem Kurräuschen Teiche und verbunden mit einer Reihe von Mühlenteichen, dem Braunteich, dem Schmiede- oder Mühlenteich, dem Runden- oder Roffgartenteich und zwei weiteren Teichen ein ziemlich kräftiges Flüsschen. Die Teiche sind heute verschwunden, und an Stelle eines der größeren von ihnen, nördlich der Rennparkalle, wetteifern bekannte Gärtnereien um den schönsten Blumenflor. In den 70er Jahren wurde aus der alten „Amtsmühle“ dann das Café Sansjoui, dessen erster Besitzer den Mühlbetrieb

in einer holländischen Windmühle

oben auf der Rennparkalle noch längere Zeit weiterführte.

Vor anderthalb Jahrhunderten stand in dieser Gegend das „Königliche Dominiat Amt Kalthof“, zu dem vier Vorwerke und acht Pöcker mit 108 Feuerstellen gehörten. 50 Jahre später finden wir Gut Kalthof im Besitz eines Herrn von Knobloch, und 1845 errichtete dessen Nachfolger Kleist an Stelle der abgebrannten Gutgebäude neue, von denen das schlichte und doch schöne Wohnhaus, eine mächtige Scheune und das Schankhaus — die jetzige Schmiede — noch erhalten sind. Wer heute an dem stillen Gutshause vorbeigeht, das hinter der Fede im Dornröschenschlaf zu ruhen scheint, denkt kaum daran, daß hier einst Kunst und Geistesleben von Königsberg jenseits ihren lustigen Sommerjäh hatten. Pauline Vohn hat in ihren Erinnerungen an das alte Königsberg von der Kunstbegeisterung des Kleistschen Heims berichtet. Die Hausfrau, eine Sängerin, wie es nur wenige gibt, erzeute durch ihren wunderbaren Gesang, den der kunstsinige Gatte begleitete. Der Hauptreiz der Abende aber lag in den Unterhaltungen der Dichter und Politiker. H. v. Gottschall, der in seiner Selbstbiographie auch dankbar an den Kalthöfer „schönegeistigen Salon“ denkt, „dessen Türen weit offen standen und die frische Luft des Geistes hereinkießen von allen Seiten“, führte hier so manches sprühende Wortgefecht mit dem Königsberger Modedichter Walewode. Detroit, der geistvolle Prediger, der wegen seiner

freien Richtung seines Amtes entsetzt wurde, der geniale Chirurg Professor Burrow, der Buchhändler von mit seiner klugen hochgebildeten Gattin und viel andere gehörten dem Kreise an.“

Der Sohn des kunstfreundlichen Ehepaares Kleist, der Hauptmann Berthold Kleist, wußte den guten Klang seines Namens in Kalthof und Königsberg zu mehreren. Unter seiner Urne auf dem Alttrögharter Friedhof steht stolz und knapp: Veteran 66/70/1914. Er stellte Kapital und Land für den Bau der schmucken Kalthöfer Kirche zur Verfügung, in der eine Gedächtnistafel an ihn gemahnt, und trat Gutshof und Park an die Stadt Königsberg ab. Am Park steht sein vielleicht schönstes Denkmal. Solange Kinder lachend unter frühlinggrünen Bäumen dort die Wege hinauf und hinab toben, solange der Herbstwind die bunten Blätter auf die stillen Spiegel der Parkweiher weht, solange durch die stille Nacht des Parkes von den Kasernen her das „Soldaten müssen schlafen gehn“ hallt, solange wird das Andenken an diesen guten Soldaten und Bürger lebendig bleiben.

Und der Klang der Trompete ruft die Erinnerung an das Kalthof des Marschtritts und Sings der Soldaten wach, die Erinnerung, daß hier

einer der großen Exerzierplätze

der preußischen Armee war. „Bei dem Amtsjäger Kalthof wurden ehemals, und werden auch jetzt noch zuweisen“, wie Goldbeck um 1780 schrieb, „die Rebuten und alle Herb-Manoevers der Ost-Prf. Infanterie gehalten.“ Hier marschierten so manches Jahr die fünf ostpreussischen Infanterie-Regimenter, voran ihre Fahnen und Standarten, die sich im Herbstwind bauschten, an Friedrich dem Großen vorbei, dessen „unaechtere große Augen“ durchdringend unter dem Dreispitz auf die schnurgeraden Linien seiner Regimenter bligten. In dem unglücklichen Jahre 1807 hatte die Kalthöfer Gegend „durch Plünderung, Verwüstung und anderes Ungemach viel zu leiden“, hatte hier doch Marschall Soult das französische Lager errichten lassen, und am 12. Juli 1807 paradierten in Kalthof die französischen Gardes an Napoleon vorbei. Wohl kammten Ende März 1811 noch die Scheiterhaufen der Kontinentalsperre vor dem Königstore auf, aber wie ihr Schein verlösch auch bald die Herrlichkeit des Korps, der sie anzünden ließ. Franzosen sollten hier nur mehr noch 1870 im traurigen Zug der Gefangenschaft nach dem Paradenlager bei Sprind marschieren. Die Parademärsche, die über die Exerzierplätze Kalthofs klangen, sollten nur noch deutsche sein, und deutsche Herrscher und Heerführer waren es, die hier die ruhmumflössenen Fahnen kampferprobter Regimenter ehrentlich grüßten.

„Epishade schlägt und das Peil fällt ein ...“ Das alte Kalthof weicht einem neuen, über dem das häßlerne Lied der Motoren erklingt und in dem unzählige schaffende Hände am Werke sind, um wieder wie vor 100 Jahren Raum und Lust zu schaffen für eine neue Straße. Hoffen wir, daß das neue Kalthof noch schöner wie das uns lieb gewordene alte werde.
 Boltho Rehberg.

Berthold Kleist
Biographische Notizen .

KLEIST , Andreas Daniel Adolph Berthold, geboren 25. Juni 1848 auf Gut Kalthof vor dem Königsthor, Königsberg/Pr., getauft ev. frz. ref. 8.10.1848 in Königsberg. Nach Ausbildung im Cadetten-Corps wurde er Lieutenant im Grenadier-Regiment "Kronprinz" No 1 in Königsberg. Verwundet bei Noisseville, verabschiedet 13.4.1875. Hauptmann a.D. - Gutsbesitzer auf Kalthof. Heiratet 1871 Agnes Hahndorff. Ein Sohn : Viktor, geboren 1872, gestorben 20.8.1878.- Berthold Kleist war Amtsvorsteher von Kalthof und Kirchenältester von Altroßgarten. Veteran der Kriege 1866, 1870. 1914.

Ritter hoher Orden. -Kleist verkaufte Teile seines Gutes an den Militärfiskus und an Friedhofsverwaltungen. Er schenkte Grund und Boden der Gemeinde Kalthof zur Erbauung der Kalthöfer Kirche, die 1907 als Kaiser-Friedrich-Gedächtnis-Kirche eingeweiht wurde. Den Gutspark überließ er gegen eine lebenslängliche Leibrente der Stadt Königsberg. Dieser Rest seines Gutes hieß fortan "KLEISTPARK".

Kleist verließ 1905 Königsberg und zog zunächst nach Berlin, dann nach Wiesbaden/Sonnenberg. Er starb daselbst 22. Oktober 1925. Seine Asche wurde in Königsberg beigesetzt. o-o Er hinterließ zwei Söhne :
Andreas Berthold, geboren 17. Juli 1806; Berthold Viktor, geboren 20.9.1907 .



Generalfeldmarschall von Hindenburg

am Einweihungstage

18. September 1927:

Die Anklage, daß Deutschland schuld sei an diesem größten aller Kriege, weisen wir, weiß das deutsche Volk in allen seinen Schichten einmütig zurück! Nicht Neid, Haß oder Eroberungslust gaben uns die Waffen in die Hand. Der Krieg war uns vielmehr das äußerste, mit den schwersten Opfern verbundene Mittel der Selbstbehauptung einer Welt von Feinden gegenüber. Keinen Herzens sind wir zur Verteidigung des Vaterlandes ausgezogen, und mit reinen Händen hat das deutsche Heer das Schwert geführt. Deutschland ist jederzeit bereit, dies vor unparteiischen Richtern nachzuweisen.

In den zahllosen Gräbern, welche Zeichen deutschen Heldentums sind, ruhen ohne Unterschied Männer aller Parteifärbungen. Sie waren damals einig in der Liebe und in der Treue zum gemeinsamen Vaterlande. Darum möge an diesem Erinnerungsmale stets innerer Hader zerschellen, es sei eine Stätte, an der sich alle die Hand reichen, welche die Liebe zum Vaterlande beseelt, und denen die deutsche Ehre über alles geht!

Ein Stück Lebensweg durch Königsberg

VON GERTRUD PAPENDICK



Seine Linien streben zum Himmel

Den frommen Geist des hohen Mittelalters verkörpert die himmelstrebende Architektur des Königsberger Doms. — In dem erst 1552 vollendeten Turm war die berühmte Wallenrodt'sche Bibliothek untergebracht. Das hier wiedergegebene Foto ist vermutlich in der Magisterstraße aufgenommen worden. Dort wohnten zu Zeiten von Simon Dachs die Professoren der Albertina. Auch der junge Lovis Corinth war in der gleichen Straße während seiner Schulzeit am Kneiphöfischen Gymnasium untergebracht.

Aufnahme: Paul

Es sind zweiundzwanzig Jahre gewesen und ein wenig mehr, daß ich, die Ferien abgerechnet, täglich hin und her auf jener Strecke gefahren bin: vom 2. August 1922 bis zum 29. August 1944; am dreißigsten dann nicht mehr. Denn in der Nacht davor war Sinn und Form und Ordnung des Lebens in Flammen untergegangen.

Zweiundzwanzig Jahre lang lief der Weg des geordneten Lebens in den Schienen der Straßenbahn; er begann in aller Frühe weit draußen im Westen, wo anfangs noch das Korn gewogen und das Vieh geweidet hatte und dann im Laufe der Zeit das unaufhaltsame Wachstum der Stadt ihre Triebe weiter und weiter hinausschob; er führte in zahllosen Windungen mit raschem Pulsschlag bis in ihr steinernes Herz hindurch und weiter und weiter abwärts, um dann an ihrem südlichen Rande, wo die Eisenbahn einen deutlichen Querstrich zog, mit einem raschen Halt zu enden. Man kann es auch nüchterner ausdrücken: es war die Linie 3 von der Hagenstraße bis zum Haberberg.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ich mit der Zeit die Strecke schon allzu genau und fast bis zum Ueberdruß kannte. Am Nordbahnhof stets das gleiche Gedränge der Umsteigenden, an dem langen Zug des Steindammes Haus um Haus, Laden um Laden, — in allen Jahren gab es im

Bild der Straße kaum eine Veränderung. Immer quietschten die Räder in den Schienen, wenn es mit angezogenen Bremsen den Schloßberg hinunterging. Auf dem Kaiser-Wilhelm-Platz standen die Schaffner und Wagenführer zum Schichtwechsel in hellen Haufen. Es ging über die Krämerbrücke, über den Kneiphof und über die Grüne Brücke, hinter der die Börse stand. Es war so, daß man das alles gar nicht mehr sah; doch wirkte es immer ein wenig befreiend, daß da der Pregel war: Das Wasser fließt, vergiß es nicht, mein Herz! Es geht alles weiter, nichts bleibt stehen, das Leben nimmt seinen Lauf.

Die Stunden rannen, der Vormittag verging, wie schnell war er doch eigentlich vorbei, wenn man so richtig zu schufteten hatte. Mittags stieg ich wieder in die Bahn, eilig, hungrig und eigentlich wie völlig ausgenommen, eine einzige Ameise in einem großen Haufen. Aber da stand die Haberberger Kirche hoch über dem weiten Platz, sie überragte als ein weithin sichtbares Wahrzeichen den Bahnhof und das ausgedehnte Schienengelände. Der Spruch an ihrer Nordseite hat zu meinem Leben dieser Jahre gehört wie ein Stück ganz persönlichen Eigentums:

Allmächt'ger Gott, dies Haus, das Dir gehört, hat zwar Dein Zorn durch Blitz und Brand

zerstört;

Doch hat es Deine Gnad' durch milde Hand auch wiederum gesetzt in diesen Stand.

Die Haberberger Kirche war der Wegweiser des Heimweges, der durch den Zug der Langgassen nordwärts ging; an ihrem Ende stieg dann der Schloßturm hoch, er rückte und wuchs höher hinauf, er holte die anfahren den Wagen heran, in denen die Kinder seiner Stadt Tag um Tag an seinem Fuß vorüberzogen, und wies sie den Berg in die Höhe. Er stand leuchtend in Himmelsblau und Sonne, dunkel unter Wolkenhängen, stand in Sturm und Regen und Schnee, sommers und winters, unverrückbar durch alle Zeiten, so viele Jahre und Jahre, an guten und schlechten Tagen, stand immer über dem Weg und segnete das Leben ...

Was war es nur für eine lange Zeit! Ich kannte damals fast alle Schaffner und eine Anzahl Wagenführer. Ich besinne mich genau auf den einen Schaffner mit dem mächtigen, schwarzen Schnurrbart, der sein ganzer Stolz war. Dieser Mann verlor selbst im ärgsten Gedränge niemals seinen Humor. Nicht jeder verstand es so gut. Ich kannte die Fahrgäste vom Morgen und vom Mittag. Ich wußte genau, wer an dieser und jener Haltestelle einstieg, und was es zwischen einigen von ihnen dann für Gespräche geben würde. Manche gehörten zu dem gleichen Betrieb und betrachteten die Straßenbahn bereits als ihr gemeinsames Revier. Man mußte die Unterhaltung mit anhören, ob man wollte oder nicht. Zuweilen war es lästig und manchmal erheiternd. Ja, so war es: die Fahrt konnte eine Anfechtung und ein Aergernis sein, und mitunter war sie eine Entspannung und so etwas wie ein Vergnügen.

Diese Menschen, die täglich den gleichen Weg zurücklegten, eine nüchterne Fahrt mit der Straßenbahn, sie fuhren wie ich selber durch die Jahre und Jahrzehnte, sie wurden älter und älter und fuhren immer noch, als sollte es nie ein Ende nehmen; sie fuhren durch alle Unruhe, Angst und Not der Zeiten, sie saßen auf den Bänken rechts und links, sie kannten sich lange und lange und waren einander im Grunde doch fremd, tiefinnerst fremd, keiner wußte von des andern Glück und Leid, Hoffnung und Enttäu-

Der Pregel führt Treibeis

Zu unseren Bildern unten

Wenn die Eisschollen im Pregel zum Haff treiben, zieht bald der Vortrühling in Ostpreußen ein. Die Aufnahme links zeigt den Unteren Fischmarkt; an den Geschäftshäusern liest man die Namen alter Königsberger Firmen. Ueber den Fluß spannt sich die Schmiedebrücke, an deren nördlicher Seite das Brückenhäuschen erkennbar ist. — Rechts: Nur wenige Schritte von der Krämerbrücke, und wir blicken auf die hier abgebildete Partie am Hundegatt. Jenseits des Flusses beginnt der Kai.

Aufnahme: Wolff & Tritschler



Einsteigen — zum Hauptbahnhof

Die Zeiger der Uhr sind weiter vorgerückt. Es ist die gleiche Uhr wie die auf unserem Titelbild dargestellt; der Fotograf hat zu dieser Aufnahme die Sicht von der Nordseite des Kaiser-Wilhelm-Platzes, vom Schloß her, gewählt. „Cranzer Allee“ kündigt das Schild auf dem Wagen der Straßenbahnlinie 8 als Endziel an. Der Wagenzug der Linie 3 fährt durch die Kneiphöfische Langgasse, die Vorstadt und über den Haberberg zum Hauptbahnhof. Die Linie 3 ist ja „handelnde Person“ in der schönen Schilderung von Gertrud Papendick.

Aufnahme: Werner Krause

schung, Kampf und Verzweiflung oder auch bloß Sorge, Sorge ... Man konnte es ihnen nicht ansehen, und es kümmerte einen nicht. Es hatte jeder mit sich selbst genug zu tun. Ja, so saßen sie auf den Bänken und fuhren durch ihr Leben.

Wenn es ein paar Monate hintereinander gegangen war ohne Wechsel, ohne Ablösung, wie wenn ein Fährmann immerzu hin- und her über einen Fluß setzen muß, dann war ich es richtig leid. Höchste Zeit, daß es Ferien gab! Und eines Tages, wie wenn ein Tier aus der Hürde bricht, kam ein rascher Gang über den Bahnhofplatz, vom Dienst direkt in den D-Zug und auf und davon.

Doch bei der Rückkehr stand die Haberberger Kirche unverändert auf der Höhe, und unten zog die Linie 3 ihre Schleife. War es Glück, wieder da zu sein, oder war es Bangigkeit, Unlust, Ueberdruß? Ich weiß es nicht mehr, vielleicht war es alles miteinander.

Heute scheint diese lange Fahrt der Vergangenheit seltsam zusammengeschrumpft. Es ist alles nur wie ein einziger Tag. Ich sehe den Pregel unter den Brücken hindurchfließen und

sehe vor mir den Schloßturm hoch in den Himmel steigen.

Oft in den Jahren damals, noch ehe der Krieg über uns kam, hatte ich auf dieser täglichen Fahrt eine seltsame Vorstellung. Sie kam und schwand und kam wieder. Und langsam wurde aus der Ahnung eine Gewißheit. Wenn vor den Fenstern der Straßenbahn mittags das Schloß in Sicht kam, habe ich gedacht, — nein, nicht nur gedacht, sondern gewußt: Eines Tages wird das alles zu Ende sein. ... Eines Tages werde ich hier nicht mehr fahren. Nie mehr wieder. Gott allein weiß, wie es geschehen wird und wann und warum.

Es wird etwas kommen, das unaufhaltsam ist, und vielleicht ist es schon auf dem Wege, wir wissen es nur nicht.

Dann wird diese Form des Lebens ganz und gar vergangen sein.

Dann werde ich weit fort sein, irgendwo in der Welt.

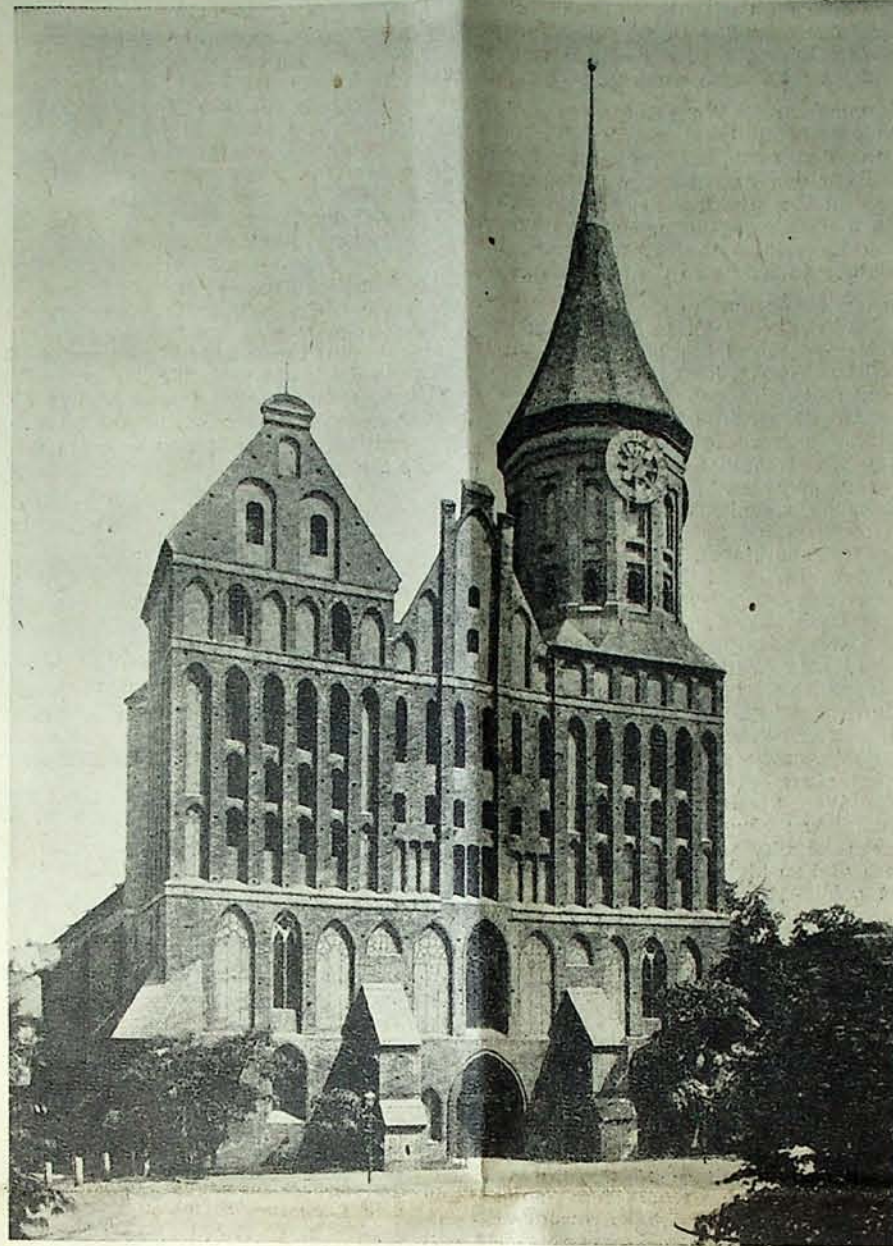
Und es kann sein, daß dann mein Herz danach brennen wird, einmal, ein einziges Mal noch, so durch die Straßen meiner Vaterstadt zu fahren.



Erinnerungen an den Königsberger Dom

von Dompfarrer Hermann Willigmann

Pfarrer Hermann Willigmann, der viele Jahre das Amt des Dompfarrers in Königsberg versah, bevor er Nachfolger von Bischof D. Dr. Dibelius an der Kirche „Zum Heilsbrunnen“ in Berlin wurde, stellt uns diesen mit persönlichen Erinnerungen durchflochtenen sachkundigen Aufsatz zur Verfügung. Ein Bruder des Verfassers, Wilhelm Willigmann, war früher Pfarrer in Königsberg-Sackheim.



Der Königsberger Dom

Der ursprüngliche Plan einer Doppelturmanlage — eine architektonische Besonderheit unter den Kirchenbauten Ostpreußens zur Ordenszeit — konnte nicht verwirklicht werden, da der moorige Grund eine derartige Belastung nicht zu tragen vermochte. Nur ein Turm wurde vollendet. Der Turmhelm ist 1525 aufgesetzt worden.

Söhnchen starb, wurde sie neben dem Altar im Dom begraben. Ihr Bild stammt ebenfalls von Lukas Cranach.

Königsberg barg überhaupt viele Erinnerungen an die Reformation. Auf dem Kaiser-Wilhelm-Platz vor dem Altar der abgerissenen Altstädtischen Kirche war das Grab des Hänschen Luther. Er war jener Sohn des großen Reformators, dem der Vater den entzückenden Kinderbrief vom Paradies geschrieben hatte. Auf der Domkanzel hatte Brismann 1521 die erste evangelische Predigt gehalten. Von da aus nahm die Reformation ihren Lauf durch die ganze Provinz. Brismann hat später seine Grabstätte im Hohen Chor gefunden.

An den gewaltigen, tragenden Säulen des Domes waren einige Ordensrittergestalten eingemauert. Sie hatten sich irgendwie um den Orden verdient gemacht. Ihre Wappen und Rüstungsbildnisse sollten verewigt werden. Besondere Kunstwerke waren die Gemälde, die von Mönchen an die Wand gemalt waren. Sie stellten Geschichten aus der Heiligen Schrift und Legenden aus der kirchlichen Sage dar. Viele Besucher des Gottesdienstes waren im Mittelalter des Lesens unkundig. Sie sollten den Inhalt der Heiligen Schrift aus den Gemälden an der Wand kennen lernen.

Begräbnisstätte von Fürsten und Hochmeistern

Im Hohen Chor waren sieben Hochmeister begraben. Ihre Bilder hingen an den Wänden. Ihre Särge sind leider in dem moorigen Untergrund des Domes verloren gegangen; man mauerte vor langen Jahren den Zugang zu ihnen zu. Dadurch gingen leider auch viele Särge von Prinzen und Prinzessinnen aus dem Hohenzollernhause verloren. Es herrschte in früheren Jahren in Königsberg überhaupt wenig Sinn für historische Dinge und Kunstwerke. Wie konnte man das Haus, in dem Kant — in der früheren Prinzessinstraße — gewohnt hatte, abreißen und einen modernen Neubau an seine Stelle setzen? Wie konnte die „Stoa Kantiana“ weggenommen werden? Das war die überdeckte Wandelhalle der alten Universität, an der Mauer des Domes, in der Kant in jeder Pause zwischen den Vorlesungen sich erging. Er war ja ein Mann, der ganz pedantisch an den kleinsten Gewohnheiten unverbrüchlich festhielt.

Einigermaßen erhalten blieb im Hohen Chor der wundervoll ausgeführte Sarkophag des Kurfürsten Georg-Wilhelm, des Vaters des Großen Kurfürsten. Er weilte 1640 zu Besuch bei einem Freunde in Königsberg-Neuhausen, erkrankte am hitzigen Fieber und starb. Seine sterbliche Hülle konnte in der Unruhe des Dreißigjährigen Krieges nicht nach Berlin geschafft werden. So wurde sie im Dom beigesetzt. Wir retteten den Sarkophag 1931 gerade noch vor dem Verfall. Ich sehe noch die kunstvoll geschmiedeten brandenburgisch-kurfürstlichen Adler am Sarkophag. Sie waren im Deckel neben einem schmiedeeisernen Kunstwerken angebracht. Als wir den Sarg aus der Tiefe herausgebracht hatten, wurde in Gegenwart von Zeugen das Innere geprüft. Deutlich war noch der verdickte Oberschenkel des Kurfürsten zu erkennen, von dem die Geschichte berichtete. Auch lag der Feldmarschallstab unangetastet neben dem Knochengerüst. Ein Ministerialrat, der bei

Der Königsberger Dom war ein Werk der deutschen Ordensritter. Im Jahre 1333 war nach jahrzehntelangem Bauen das Gebäude fertiggestellt. Die Ordensritter hatten eine ganz bestimmte Bauweise. Ob man eine Ordenskirche in der Provinz oder den Dom sah, sie glichen alle einander. Sie waren alle als Wehrkirchen gedacht; bei feindlichen Angriffen sollten sie die letzte Zuflucht der Bedrängten sein. Deshalb lagen sie entweder auf einer Anhöhe oder an einem Fluß. Der Dom war umrahmt von den beiden Armen des Pregel. Diese bildeten dort die Dominsel.

Der unterirdische Gang

Aus dem Dom soll ein Gang unter dem Pregel zur Höhe des alten Schlosses geführt haben. Er war als der letzte Ausweg der Belagerten gedacht. Einige beherzte Männer haben vor Jahrzehnten diesen Gang durchwandern wollen. Unter dem vierzehn Meter tiefen Pregel fanden sie aber erhebliche Schuttmassen, die den Weg völlig versperrten. Sie wagten es nicht, den Schutt zu beseitigen und fürchteten, und wohl nicht mit Unrecht, daß die Wassermassen des Pregels sie wegschwemmen könnten. Die Tür zum Gang und der Anfang des Ganges aber waren noch vorhanden.

Was den Dom zur Bischofskirche machte, war das Massive des Baues. Die Mauern sollten ursprünglich in drei Meter Dicke aufgeführt werden. Ueber den schmalen, hochliegenden Fenstern wollte man einen Wehrgang von anderthalb Meter Breite einbauen. Durch niedrige Öffnungen sollten auf die anrückenden Feinde Speere, Steine und glühendes Pech geschleudert werden. Durchgeführt aber wurde der Wehrgang nur auf der Rückseite. Freunde des Hochmeisters machten diesen darauf aufmerksam, daß der Bischof bei Streit mit dem Hochmeister mit seinen Mannen nur den Dom und Wehrgang aufzusuchen brauche, dann wäre er unüberwindlich. So verbot der Hochmeister den Weiterbau in drei Meter Dicke. Als der Bischof das Verbot nicht beachtete, rückte der Hochmeister mit seinen bewaffneten Scharen heran; der Bischof mußte weichen.

Domsenkung um zweieinhalb Meter

Spätere Geschlechter waren dem Hochmeister aus einem andern Grunde für sein Vorgehen dankbar. Der Dom war ebenso wie die gesamten Häuser der Dominsel auf moorigem Grund gebaut. Wohl waren zur Zeit seines Baues Um-massen von Stein und Fels in die Tiefe geschleudert worden, auch lag der Dom auf eisernen Rosten; trotzdem sank er. Zuerst geschah es innerhalb von vier Jahren um einen Ziegelstein. 1905—1907 wurde eine Erneuerung des Untergrundes vorgenommen; sie mißlang. Der Dom senkte sich von da an an manchen Stellen innerhalb von vier Jahren um zwei Ziegelsteine. Es bildeten sich mehrfach Risse in den Spitzbögen

und im Gemäuer. Eben hatte ich an einem Abend den Gottesdienst beendet, die letzten Zuhörer hatten das Gotteshaus verlassen, da sauste ein schweres Steinstück von der Decke in der Nähe der Kanzel hernieder. Wären noch Menschen da gewesen, wären sicher einige erschlagen worden. Bei der Renovierung war das Sinken falsch berechnet worden. Man hatte die gegenüberstehenden Pfeiler durch festgefügtes Gebälk verbunden. Das sollte ein Auseinanderklaffen der Decke verhindern. Es war aber nicht bedacht worden, daß der eine Pfeiler schneller sinken könnte als der andere. So hatte die verschiedene Gewalt des Sinkens die Decke auseinandergerissen und ein großes Stück Stein mitgenommen. Im Laufe der Jahrhunderte hatte der Dom sich um zweieinhalb Meter gesenkt. Legte man am Ende des Seitenganges eine Kugel auf die Erde, dann rollte sie in schnellem Lauf bis zum entgegengesetzten Ende. Einst ging man über eine Treppe in den Dom hinein, jetzt mußte man ein paar Stufen hinunterschreiten.

Der gesamte Fußboden war gehoben. Dadurch wirkte die an sich schöne Eingangspforte des Domes etwas gedrückt. Im Dom selbst fiel es nicht weiter auf, weil die Höhe der Bischofskirche gewaltig war. Nur hatte niemand beim Eintritt in das Gotteshaus sogleich den hohen, erhabenen Eindruck, den der Dom bot. Der Domorganist, ein eifriger Veranstalter von Orgelkonzerten, hatte für seinen großen Kirchenchor beim Gemeindekirchenrat durchgesetzt, daß die Orgelempore ein größeres Stück in die Kirche vorgebaut wurde. Jeder Besucher mußte deshalb unter der weit ausgedehnten Orgelempore vorwärts gehen. Erst dann hatte er den freien Blick über den weiten Innenraum.

Schönste Sicht von der Holzbrücke aus

Der schönste Blick auf den Dom war der von der Holzbrücke über den Pregel. Da lagen vor den Augen die alte Universität, an der Kant gelehrt hatte, und der ragende Dom. Oft habe ich da gestanden und mich an dem Anblick „meines“ Doms erfreut.

Der Dom bestand aus zwei gleich langen Teilen. Der vordere, breitere war die sogenannte Predigtkirche, der langgestreckte hintere bildete den Hohen Chor. Bei der Renovierung im Jahre 1905 stifteten Fürsten und Geschlechter der Provinz bunt gemalte Fenster; das größte schenkte der deutsche Kaiser. Es kam nun durch die an sich schon engen und hohen Fenster noch weniger Licht in den Dom. Viele haben das bedauert. Aber wenn die Sonne vergoldend durch die Fenster fiel, war es ein Anblick von solcher

Schönheit, daß man sich nur schwer davon losreißen konnte.

Ueber dem Altar, fast unmittelbar über der Decke, befand sich ein Brustbild Martin Luthers. Der zeitgenössische Maler Lukas Cranach hatte es gemalt. Neben dem Altar hing das Bild der Tochter Melancthons mit ihrem kleinen Sohn. Sie hatte den Rektor der Königsberger Universität, Sabinus, geheiratet. Als sie mit ihrem



Ein Blick in den Hohen Chor

„Wer da meint, Königsberg sei eine kunstarmer Stadt, sollte einmal in den Dom gehen“, sagte einmal der verdienstvolle Direktor der Städtischen Kunstsammlungen, Alfred Rohde. — Im hohen Chor waren Hochmeister, Bischöfe, Mitgliedern des früheren Herrscherhauses und des ostpreußischen Hochadels Grabdenkmäler und Erinnerungsmale von hohem künstlerischen Rang errichtet.



Der älteste Teil des Königsberger Doms

Mit dem nach Osten zugewandten Chor begann der Bau der Bischofskirche auf dem Kneiphof. Der kleine Wehrturm links bezeugt den ursprünglich geplanten Festungscharakter des Doms. In der Kapelle an der Nordseite des Doms ruhte die sterbliche Hülle des größten Sohnes der Stadt, Immanuel Kant. Zu Ehren der Wiederkehr seines 200. Geburtstages wurde 1924 an dieser Stelle eine lichte Säulenhalle aus Porphyrt nach Plänen von Professor Friedrich Lahr aufgeführt.

Aufnahme: Foto Marburg

Hoalt Stint,

... so lang wie welke sind!"

„Peterzilg onn Koppsaloat,
wille Rewe onn Spinoat
ei Kuhlbeersch Herrschaft,
Broadzand, Botterfisch,
Honnigbeere onn grote Schierwisch.
Plume, Plume, wat guts Plume, Plüm.
Schön Waschseep, Iorts wie Parfüm.
Berrkirsche, Gurke, Blaubeere blau,
Neegnoadel, Senkel witt onn grau.

Hoalt Stint, hoalt Stint, hoalt Stint,
so lang wie welke sind.

Grote Appelsine wie gemoale,
Rode Appel, Töpp onn Schoale..."



Unverwüstlich ist die sich im Rheinländer Takt bewegende Melodie dieser Verse. Hallten doch einst die lang ausgesungenen Anpreisungen der zungenfertigen Königsberger Handelsfrauen unüberhörbar durch die Straßen der Stadt. Marion Lindt wird auf dem Bunten Nachmittag beim Königsberger Treffen am Pfingstsonntag in Hamburg dieses zündende Lied zusammen mit dem Ostpreußenchor bringen, der ja schon früher in einer Kostümvorführung viel Beifall damit fand. — Marion Lindt hat die von Kindheit an bekannten Rufe der Handelsfrauen noch gut im Gehör — In der Herbartstraße wurde sie geboren und auf dem Roßgarten wuchs sie auf. Am Goethe-Lyzeum bestand sie das Abitur, doch sie wollte kein wissenschaftliches Fach studieren; es zog sie zur Bühne. Zur Schauspielerin ausgebildet wurde sie von Ida Ehre, die seit über einem Jahrzehnt jetzt mit großem künstlerischem Erfolg die Hamburger Kammerspiele leitet. Eigentlich wollte die begabte Anfängerin Opernsängerin werden, aber das Sprechtheater bot Marion Lindt mehr Möglichkeiten zur Entfaltung ihres Talentes. Am Neuen Schauspielhaus begann sie ihre Laufbahn noch unter Intendant Dr. Fritz Jessner, der einmal urteilte: „Die Lindt ist ein Volkslied..."

Erlebnis in der Stadthalle

Unvergeßlich bleibt Marion Lindt eine Begegnung mit Agnes Miegel. Das war Ende der dreißiger Jahre, als während einer Schriftstellertagung in der Stadthalle ein Stück von Charlotte Wustendorfer „Anna, zu dir ist mein liebster Gang“ aufgeführt wurde. Dr. Pempelfort — der breiten Öffentlichkeit später durch die Ruhrfestspiele bekannt geworden — hatte die Regie besorgt. In der ersten Zuschauerreihe saß Agnes Miegel. Die Dichterin umarmte nach der Vorstellung die Schauspielerin und beglückwünschte sie zu der schönen Leistung.

Wohl alle deutschen Sender haben Marion Lindts Stimme ausgestrahlt; sie ist in Berliner Theatern und führenden Kabarets wie Wintergarten und Scala aufgetreten. Oft hören wir sie im Rundfunk, und auf unzähligen landsmannschaftlichen Abenden vermittelte sie Frohsinn und Freude.

Die Konzertsängerin Ursula Zollenkopf

Königsberg ist auch die Vaterstadt der mit einer herrlichen Altstimme begabten Konzertsängerin Ursula Zollenkopf. Sie besuchte das Hufen-Oberlyzeum bis zum Abitur und studierte an der Albertus-Universität Kunstgeschichte, Germanistik und Musik. Die Mittel zum Studium erwarb sie sich durch die Leitung des Kinder- und Jugendfunks am Königsberger Sender. Nebenher nahm sie Schauspielunterricht. In Graz war sie als Lehrerin an der Jugendmusikschule tätig.

Nach 1945 wandte sich Ursula Zollenkopf als Opernsängerin der Bühne zu, doch gab sie nach einigen Engagements dem Konzertsaal den Vorzug. Wie richtig diese Entscheidung war, bestätigte ihr steller Aufstieg, gehört sie doch heute zur Elite der deutschen Konzertsängerinnen mit internationalem Ruf. In einer Konzertkritik des „Stockholmer Anzeigers“ stand „Deutschlands berühmteste Sängerin, und das mit Recht..."

Durch den Rundfunk wurde ihre Stimme einem weiten Hörerkreis bekannt, wie auch durch viele Schallplatten. Sie sang anspruchsvolle Partien in modernen Tonschöpfungen bei repräsentativen Welturaufführungen: in Schönbergs „Moses und Aaron“ (Hamburger Musikhalle) unter Leitung Strawinskys in „Threni“ (Rom). Konzertreisen führten sie nach Amerika und in europäische Länder. Die Sängerin, deren Repertoire Opernrollen, altitalienische Arten, klassische und moderne Lieder

umfaßt, hat sich die Liebe zum ostpreußischen Volksliede bewahrt. Am Flügel wird sie Max Thurn begleiten, der als Kapellmeister und Chordirektor beim Norddeutschen Rundfunk tätig ist. Sein hoher musikalischer Sinn dokumentiert sich auch dadurch, daß er von Furtwängler, Bruno Walter und Eugen Jochum als Mitarbeiter geschätzt wurde.

Angefangen haben alle Künstler einmal, aber selten in einem so jugendlichen Alter wie die elfjährige Christina, eine Hamburger Deern. Ihre natürliche, kindliche Art, ein Liedlein zu singen, wird — wie schon kürzlich bei einem Auftreten in der Musikhalle — bestimmt regen Beifall finden.

Charmant und elegant — wie ehemals — wird Ferdý Dackweiler am Flügel seine beschwingten Chansons begleiten. Der gebürtige Kölner hatte in Königsberg ein applausfreudiges Publikum und auch in den dunklen Tagen der Gefangenschaft hat er viele Kameraden durch musikalische Vorträge für einige Stunden das traurige Los vergessen lassen, das alle tragen mußten. Seine Gabe, Plage und Kummer zu verscheuchen, kam manchem zugute.

Der gut geschulte, regsame Ostpreußenchor wird — wie eingangs erwähnt — unter der Leitung seines Dirigenten Carol Kulecki heimatliche Lieder singen, die Unterhaltungskapelle Franz Rose mit schmissigen Rhythmen aufwarten.

Mit Brillanz serviert von S. O. Wagner...

Für die vermittelnde Rolle als Ankünder sowohl bei dem besinnlichen Teil als auch bei den mit heimatlichem Humor gewürzten Partien des Programms ist S. O. Wagner gewonnen. Zu Ostpreußen hat der heute am Norddeutschen Rundfunk als Regisseur und Rollensprecher wirkende Schauspieler mancherlei Bindungen. Würde doch sein Vater in Angerburg geboren, wo der Großvater als Kreisschulrat amtierte. Launig, mit heiterer Selbstironie, erzählt S. O. Wagner:

„Eine meiner schönsten Theatererinnerungen an das Neue Schauspielhaus in unserem alten Königsberg ist die Aufführung des „Siebenjährigen Krieges von Hans Reherg (der später das Festspiel aus Anlaß der 700-Jahr-Feier von Königsberg in der Patenstadt Duisburg verfaßt hat). Unter Hans Tügels Regie spielte ich damals den jungen Zaren Peter. Dieser „Pjotr“ war nach der Überlieferung gelstig gestört. Ob aus diesem Grunde die Kollegen der Meinung waren, ich sei genau richtig besetzt gewesen? In den Jahren 1934 bis 1939 pendelte ich zwischen Theater und Rundfunk hin und her. Die Kollegen vom Rundfunk sagten: ‚Mensch, bleib bloß beim Theater!‘, die vom Theater meinten: ‚Am besten bleibst du ganz beim Rundfunk.‘ Nun, ich habe beides getan und bin bis heute — tol, tol, tol — recht gut damit hingekommen.“

Wir haben seinerzeit mit Bunten Abenden ganz Ost- und Westpreußen von Königsberg aus unsicher gemacht. Es gibt kaum einen Ort, den wir nicht ‚betreten‘. Herrlich, wenn wir vor den Toren der Stadt von einer Musikkapelle empfangen wurden! Dann stiegen wir aus dem Bus und wanderten per pedes und unter Tschingbumtrara bis zum Spielokal. Die Marienburger Festspiele 1939, also im Sommer vor dem Kriegsausbruch, durfte ich auch noch mitmachen. Wunderbare sonnige Tage, die unvergeßlich bleiben. Wenn ich die Erinnerungen aus dieser sorglosen, heiteren, unbeschwertten Zeit zu Papier bringen wollte — ein Buch reichte nicht aus. Ich kann nur bekennen: ‚Aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück...!‘“

(Die oben sichtbare Figurine einer Königsberger Handelsfrau mit Pede und Körben ist die schwarzweiß Wiedergabe einer farbigen Lithographie aus dem Kalender des Königsberger Goethe-Bundes für das Jahr 1906.)

Zu Pfingsten in den Königsberger Tiergarten

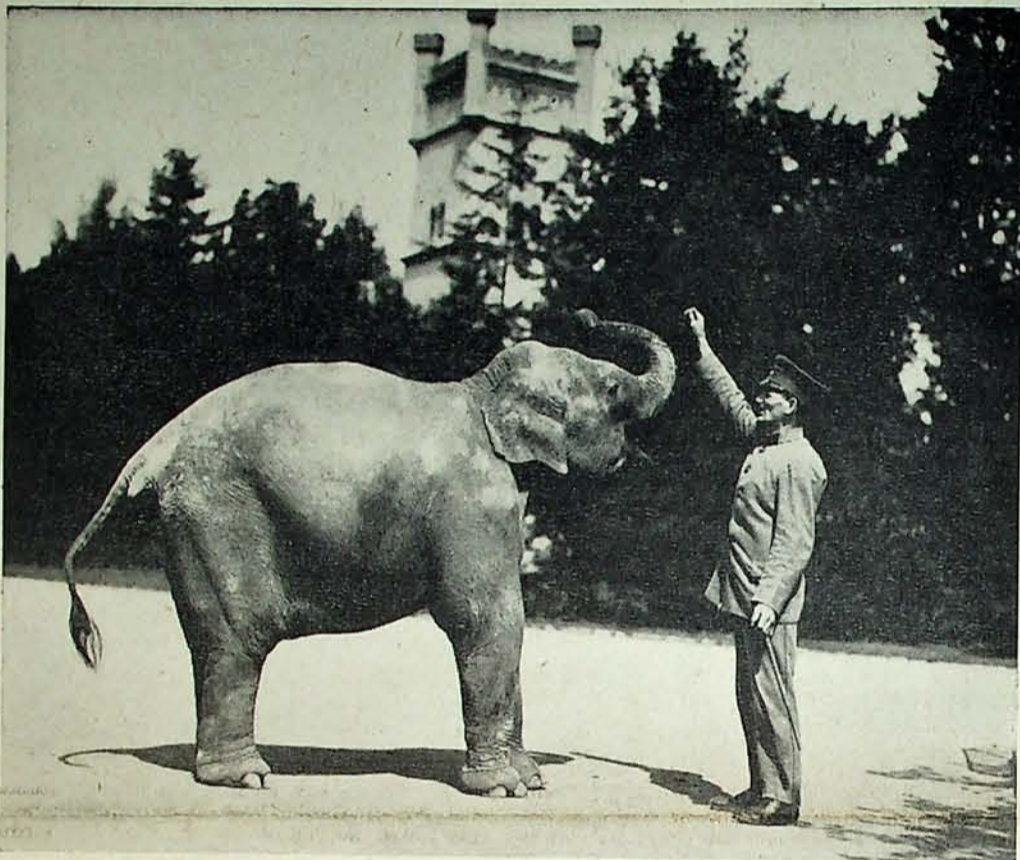
Von Erwin Scharfenorth

Nicht allein auf seinem Bestand an Tieren beruhte die Anziehungskraft des Königsberger Tiergartens; die etwa achtzig Morgen große Anlage bildete eine glückliche Vereinigung von Tierschau und Gartenpark. Wenn sich die Kastanienknospen öffneten, legte er sein prächtigstes Gewand an. Manche seiner Dauerbesucher hatten sich stille Winkel unter schattigem Laubdach als Stammplätze erwählt. Andere führte gerade die Ansammlung frohgestimmter Menschen hierher. Als besondere Magnete erwiesen

Dorfkinder, ein festlicher Tag im Jahr. Was gab es nicht auch alles zu bestaunen! War hier doch die Tierwelt aus dem Paradies fast vollständig beisammen.

Affenstreichche

„Tiergarten-Haupteingang“ riefen die Straßenbahnschaffner der Linien 4 und 7 die ersehnte Haltestelle aus. Bereitwillig faßten sie zu, um Kinderwagen von der Plattform zu wuchten, denn die jüngsten Königsberger weilten in dem



Alles will gelernt sein

Die „neue Jenny“ — noch jung an Jahren — war eine gelehrige Schülerin. Auf einem Platz am Aussichtsturm folgt sie willig dem Unterricht durch ihren Wärter

Aufn.: Alfred Kühlewindt

sich die Mittwoch-Nachmittagskonzerte, Feuerwerksabende und „billigen Volkstage“. Fröhlicher Trubel herrschte bei den Kinderfesten. Die jungen Teilnehmer konnten sich in Ponywagen setzen, auf Zebras, Elefanten und Kamelen reiten und mit Lampions im Umzug schreiten. Bis in die Mitte der dreißiger Jahre beherrschte der Tiergarten auch das ostpreußische Freiluft-Heimatmuseum, das älteste dieser Art in Deutschland; in ihm standen u. a. charakteristische Bauern- und Fischerhäuser. In jenen Jahren wurde es abgebrochen, nach Hohenstein geschafft und in der Nähe des Reichsheinmalls aufgestellt.

Eine große Besucherschar kam aus anderen ostpreußischen Städten und vom Lande. Ein Schulausflug mit diesem Ziel war, zumal für

Tierpark nicht minder gern als die älteren Jahrgänge.

Wenige Schritte hinter dem Hauptportal befand sich ein kreisrundes, vertieftes Freigehege. In ihm agierten etwa dreißig übermütige Rhesusaffen. Diese unternehmungslustige Gesellschaft hatte sich am Pfingsttagmorgen 1935 auf und davon gemacht. Zu spät wurde die Direktion gewahrt, daß sie die Sprungkünste der braunen Gesellschaft unterschätzt und einen viel zu hohen Kletterbaum in das „Affenloch“ hatte einsetzen lassen. Mit findigem Blick hatte nämlich der Leitaffe die Chance erkannt und in einem langen Satz die Freiheit gewählt. Begeistert sprang ihm das langschwänzige Rudel nach und verschwand schleunigst in den Laubkronen der benachbarten Bäume.

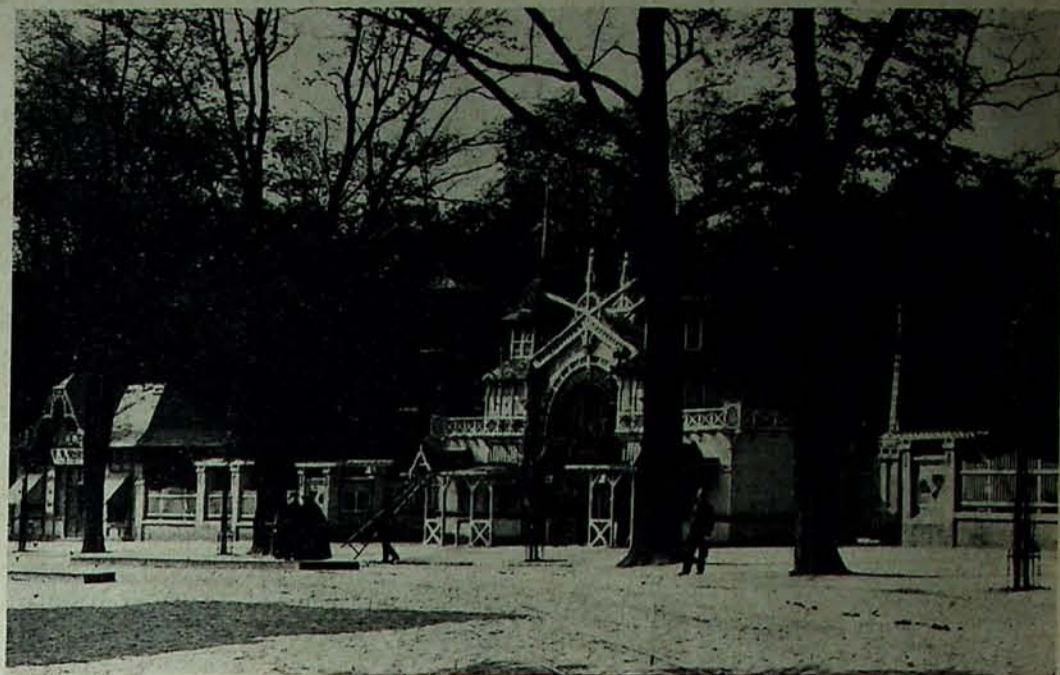
Die Ausreißer unterhielten sich zunächst großartig und trieben allerlei Allotria. Ungebeten fanden sie sich auf den Balkonen in der Vogelweide und Beekstraße zum Nachmittagskaffee ein, zwängten sich durch offenstehende Speisekammerfenster oder rissen, auf einem Ast der Straßeneinden sitzend, Vorübergehenden die Hüte vom Kopf. Bald dämmerte ihnen jedoch die Erkenntnis, daß es nicht leicht sei, für seinen Unterhalt selbst sorgen zu müssen. Der Hunger meldete sich, und in den vor der Kurhalle aufgestellten Fangkäfigen begruben sie ihren Freiheitstraum.

Blütenwunder in weiß und rosa

Eine grazile Brücke überspannte im hohen Bogen die Hufenschlucht. Unter ihr blinkte aus dem Halbdunkel der buchenbestandenen Abhänge das Wasser eines Bächleins. Kinder belebten den Grund mit Gestalten ihrer Phantasie, mit Zwergen, Riesen, Ungeheuern und tapferen Recken. Als reale Lebewesen kletterten lediglich mähnengeschmückte Widder mit abenteuerlich gewundenen Hörnern die Hänge entlang; ihre meckernden Rufe klangen wie abgehacktes Gelächter.

Zutunlich nahmen zierliche Rehe im Gehege hinter der Brücke mit ihren zarten Schnäuzchen die angebotene Mohrrübe oder Brotkruste entgegen. Die Rothirsche und Wapiti auf der gegenüberliegenden Seite waren stolzer. Hochmütig warfen sie einen schrägen Blick auf die gaffenden Menschen und schritten erhobenen Hauptes mit ihren imponierenden Geweihen umher.

Links winkten die großen Sonnenschirme auf der Terrasse des Gesellschaftshauses als bunte, lustig gestreifte Riesenpilze. Die Stofffarben wurden jedoch von den lebenden Blumentepichen überstrahlt. Vor einem Gartenwunder verharteten die Spaziergänger: Handgroße weiße und rosa Blüten prangten auf Tulpen-



Das alte Tor des Königsberger Tiergartens

Dieses aus Holz in bizarren Formen errichtete Eingangstor stammte noch aus den Tagen der großen Gewerbe-Ausstellung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, das Gelände wurde zur Anlage des Königsberger Tiergartens genutzt. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde an Stelle des hölzernen Tores eine steinerne Pforte aufgeführt

Aufn.: Alfred Kühlewindt

bäumen an einer mit Narzissen und Hyazinthen bestickten Wiese. Aus dem Füllhorn des Frühlings stammten auch aufbrechender Flieder, lilavioletter Rhododendron und sprühender Goldregen. Der dunkelgrüne Hintergrund der Edeltannen erhöhte noch die Leuchtkraft der Blüten.

Gefahren des Tierpflegerberufs

Unter blühenden Tulpenbäumen trottete am Gängelband der junge Orang-Utan „Purzel“ neben seinem Pfleger Ernst Feldnick. Mit einem Stöckchen klopfte der Wärter mitunter mahnend dem kecken Burschen auf die Finger, denn der spiellustige Orang erlaubte sich allerlei Sperrzichen. „Seiner Kraft ist er sich nicht bewußt, sonst könnte es mir übel ergehen“, äußerte der so heftig liebteste Betreuer.

In Hamburg traf ich Landsmann Feldnick wieder und erfuhr an seinem Schicksal, welchen Gefahren ein Tierpfleger ausgesetzt sein kann. In Königsberg brach ihm ein verängstigter Elch, den er fesseln wollte, damit der Tierarzt die in der Gefangenschaft zu lang gewachsenen „Schuhe“ beschneiden konnte, mit einem Schläge des kräftigen Vorderlaufes das linke Bein. Drei Wochen, nachdem er sich vom Krankenlager erlöhren hatte, grub der Orang seine scharfen Zähne in sein rechtes Bein. Zwölf Jahre hatte er „Purzel“ gepflegt; in den Wochen seines Fernbleibens war das Tier böse geworden. Das ärgste geschah Feldnick bei Hagenbeck, wo er nach der Vertreibung eine Beschäftigung fand: er verlor seinen rechten Arm durch die Folgen eines Schimpansenbisses.

„Aber die Tiere sind nicht schuld“, versichert der gutherzige Mann, „sie wissen nicht, was sie tun und wehren sich auf ihre Weise.“

Kicki mit der Milchkanne

„Ich habe die Hirsche, die Elche und Mähnschafe, den Gorilla und die Schimpansen in Königsberg betreut“, erzählt Landsmann Feldnick. „Am nächsten stand mir der Liebling der Tiergartenbesucher, der Schimpanse ‚Kicki‘. Noch spüre ich den innigen Druck seiner Hand, wenn er mich begrüßte. Morgens gingen wir zusammen Milch holen, wobei er artig und etwas wichtig die Milchkanne trug. Auch zum Obsthändler begleitete er mich und ‚kaufte‘ ein. In lustigem Schwups schwang er sich in den Sattel seines Fahrrads und fuhr kunstvolle Achten; Radfahren war überhaupt sein Hauptvergnügen. Mit den Jungen rangte er sich bei Schulklassenbesuchen herum. Besuchte er mich in meiner Wohnung, so bemutterte er mich gar. Er griff die Teekanne und goß mir meine Tasse voll. Dabei nötigte er mich zum Essen, indem er mir herzlich auf die Schulter klopfte. Auf dem Sofa tobte er allerdings zum Verdruß meiner Frau etwas ungebührlich herum.“

Ja, meine Schimpansen! Fein säuberlich banden sie sich Servietten zum Essen vor und hand-

habten die Löffel so geschickt, daß anwesende Mütter ihre Kleinen auf die Tischsitten der Affen aufmerksam machten: „Seht nur, wie manierlich die Affen essen, und ihr beschmiert euch Gesicht und Kleider!“

Ich kochte den Schimpansen einen schönen Reisbrei mit Tomaten, schnitt Taubenfleisch hinein und süßte das Ganze mit Kandis. Leider war unser Klima nicht günstig für die Affen. Viele, darunter auch die Gorilla-Eltern, starben. Auch „Kicki“ ging ein. Vier Jahre habe ich ihn gepflegt, und ich schäme mich nicht, zu sagen, daß mir die Tränen bei seinem Tode kamen.



„Schenkt mir doch ein Brötchen!“

Bettelnde Gebärden ersetzen die Sprache. Die Jungen und Marjellen verstanden aber Meister Pelz schon, und manche Gabe flog den Braunbären zu

Aufn.: Dr. Richard Müller

Ich weinte wie über den Verlust eines lieben Menschen.“

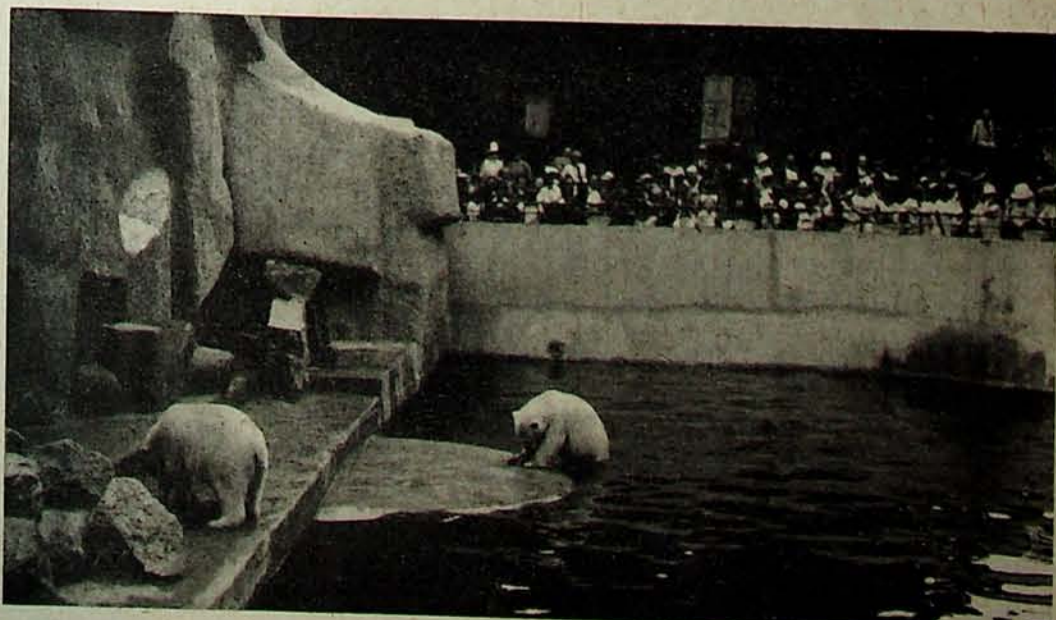
Alfred Brehm berichtet, daß im afrikanischen Busch sogar der gewaltige Elefant seine Prügel bezieht, falls er so dreist ist, an der Affentafel speisen zu wollen. Das hatte die Königsberger „Jenny“ nicht nötig. Ihre tägliche Ration betrug an achtzig Pfund Heu und etliche Pfund Quetsch-



Aus den Tagen der Vorväter

Als das erste seiner Art in Deutschland wurde das ostpreußische Heimat-Freiluftmuseum auf dem Gelände des Königsberger Tiergartens errichtet. Man sah hier — wie die noch strohgedeckte hölzerne Kirche zeigt — charakteristische ländliche Bauten

Aufn.: Hans Behrendt



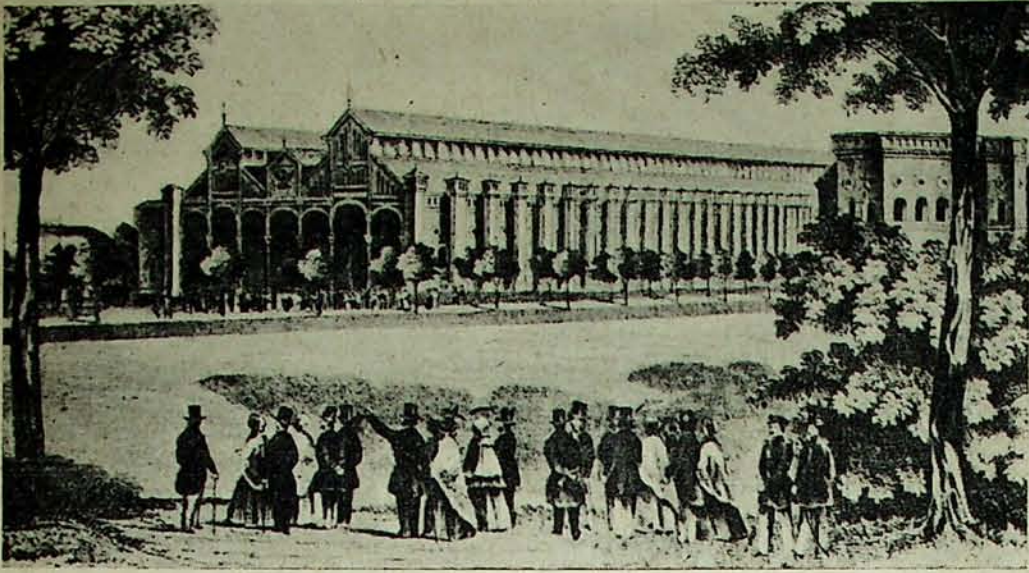
Efrischendes Bad in der Sommerhitze

Schien die Sonne den Eisbären allzusehr auf ihr Zottelfell, dann ließen sie sich in das weite Bassin plumpsen. Die Zuschauermenge bestaute die Gelenkigkeit der tolpatschig wirkenden weißen Burschen

Aufn.: Alfred Kühlewindt

Grüße an die alte Ostbahn

Hundert Jahre wurde sie in diesem Jahre alt Ostpreußens Verbindungstrang zum „Reich“



Der alte Ostbahnhof in Königsberg

war bei seiner Fertigstellung 1853 einer der modernsten Bahnhöfe Deutschlands.

Nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1853.

Viele von uns verdanken der Ostbahn die Rettung ihrer Familien. Hunderttausende hat sie auf ihren Schienen auf dem Fluchtweg noch befördern können, bevor die Russen sie abriegelten. Vertraut klingen uns noch die Stationsnamen an der rund sechshundert Kilometer langen Strecke von Königsberg bis Berlin. Für die jungen Leute war die erste Fahrt ins „Reich“ immer ein großes Erlebnis, und in glücklicheren Zeiten fuhr man voller Erwartung auf ihr irgendeinem Ferientziel entgegen.

Kehrte man von Berlin zurück, so las man nach Ueberquerung der großen Weichselbrücke bei Dirschau erfreut wieder deutsche Bahnhofs-aufschriften; der Polnische Korridor lag hinter uns. Den Anblick der Marienburg empfanden wir als den ersten Gruß Ostpreußens.

Der Bogen Elbing—Braunsberg

Um 1840 herum war der Schnellpost in Preußen eine Geschwindigkeit von etwa dreizehn Kilometern in der Stunde vorgeschrieben, solange chaussierte Straßen benutzt wurden; auf den zahlreichen nicht chaussierten Straßen betrug die Geschwindigkeit nur zehn Kilometer in der Stunde. Aber dazu kamen noch die vielen langen Aufenthalte, welche die Reisegeschwindigkeit wesentlich herabsetzten; außerdem war das Reisen teuer. Daher spielte — seit 1842 — die Frage einer Eisenbahnverbindung von Berlin mit Königsberg in den Sitzungen der preussischen Ständeversammlung in Berlin eine große Rolle. 1845 war man soweit, daß die Linienführung der Ostbahn östlich der Weichsel vom König wie folgt festgelegt werden konnte: Weichselübergang bei Dirschau, wo auch die alten Straßen den Fluß erreichten; Nogatübergang bei Marienburg, weiter über Elbing—Mühlhausen—Braunsberg nach Königsberg. Die Trunzer Höhen ließen eine gerade Linienführung Elbing—Braunsberg nicht zu, da die Eisenbahn als Flachlandstrecke mit geringer Steigung entworfen war. Eine Linienführung im Zuge der späteren Hafuferbahn über Frauenburg wurde abgelehnt. Der Weg über Güldenboden—Schlobitten kam zustande, weil die Stadt Preußisch-Holland kurzfristig die kostenlose Gestellung von Grund und Boden für die Bahn verweigert hatte. Dem Fürsten Dohna fiel die Landabgabe leichter!

Der Bau der Ostbahn begann nicht von Berlin aus — Parlamentshader störte den Bahnbau —, sondern östlich der Weichsel in der damals sowohl Ost- als auch Westpreußen umfassenden Provinz. 1845 wurde die Baukommission in Elbing eingerichtet, und 1846 begann der Bau sowohl an den Weichsel- und Nogatbrücken als auch in Richtung auf Elbing zu. Bis nach

Mühlhausen hin waren die Bahndämme schon geschüttet, als im Oktober 1847 die sofortige Einstellung der Arbeiten östlich der Weichsel durch Kabinettsorder angeordnet wurde; ihr Grund war in der Ablehnung der von der Regierung vorgeschlagenen Staatsanleihe zur Finanzierung des Ostbahnbaues durch den Vereinigten preussischen Landtag zu suchen. Diese Ablehnung hatte rein politische, keineswegs sachliche Gründe; sie ist aus der liberalen Op-



Der neue Königsberger Hauptbahnhof

wurde 1929 in Betrieb genommen; bei der Verteidigung der Stadt 1945 sank er in Trümmer.

position gegen das damalige preussische Regierungssystem zu erklären. Volksstimmung und Presse verstanden aber diesmal die Haltung der Abgeordneten nicht, die durch ihre Halsstarrigkeit einer wirklich großzügig gedachten Verkehrspolitik Hemmschuhe anlegten, um eine Erweiterung ihrer parlamentarischen Rechte zu erlangen.

Nunmehr führte die Staatsregierung den Bau der Ostbahn ohne Zustimmung der Stände durch — aber nicht mehr in Ostpreußen beginnend, sondern im Anschluß an die bereits teilweise fertiggestellte Stargard—Posener Bahn von Kreuz aus; dieser Ort verdankt ja der Eisenbahn seine Entstehung und seinen Namen. Der Bau erfuhr seine stärkste Förderung durch die wirtschaftlichen Folgen der Revolution von 1848, weil zur Behebung der Arbeitslosigkeit in Berlin ein schnellerer Baufortschritt an der Ostbahn angeordnet wurde. Berliner Erwerbs-

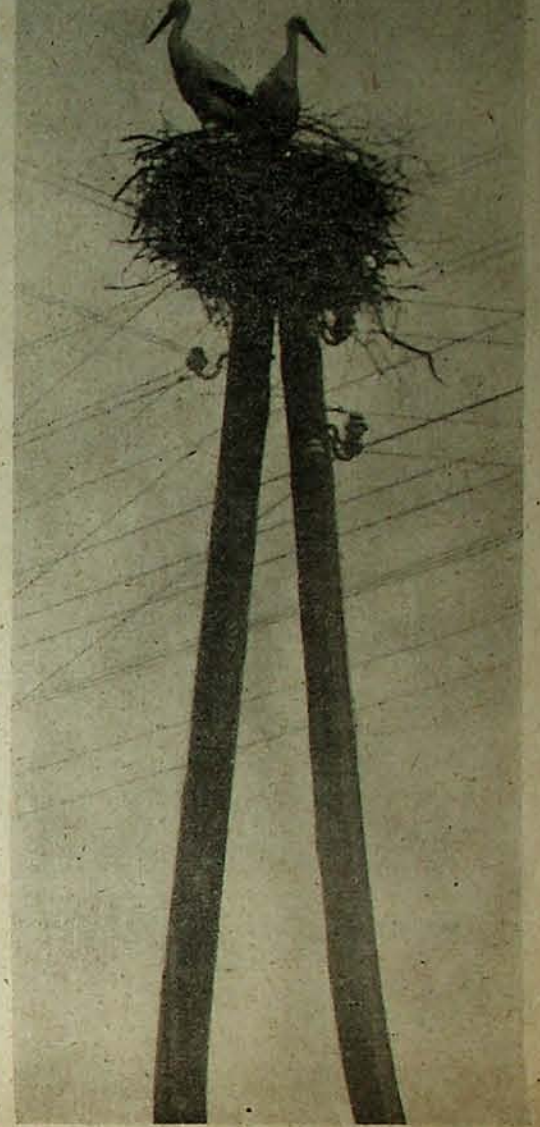
lose wurden durch die neu erbauten Eisenbahnen über Stettin an die Baustrecke geschafft, und 1851 war Bromberg erreicht. Am 26. Juli jenes Jahres fuhr König Friedrich Wilhelm IV. in festlich geschmücktem Zuge von Stettin über Stargard—Kreuz nach Bromberg und eröffnete damit unter dem Jubel der Bevölkerung die wichtige neue Bahn; und dieser Tag kann daher mit Recht als der Geburtstag der Ostbahn angesehen werden. Hierbei dürfen wir auch nicht den wichtigsten Förderer der Ostbahn vergessen: den Handelsminister von der Heydt, den man sehr wohl als den Vater der Preussischen Staatsbahn überhaupt bezeichnen darf.

Der Königsberger Ostbahnhof

1852 wurde auf dem Wege über Dirschau Danzig erreicht und 1853 die Strecke Marienburg—Königsberg vollendet. Auf dem Abschnitt Marienburg—Braunsberg war der Bau durch die Choleraepidemie von 1852 stark behindert worden. Der neuerbaute Königsberger Bahnhof — also der alte Ostbahnhof am Ende der Kaiserstraße — galt nach seiner Fertigstellung jahrelang als einer der modernsten Bahnhöfe Deutschlands. Die Weichsel- und Nogatbrücken waren damals aber noch nicht fertig; vielmehr mußten von Dirschau bis Marienburg noch bis 1857 Reisende und Frachten mit Fuhrwerken befördert werden und die Flüsse auf Fährn überqueren. Die Schwierigkeiten einer solchen Beförderung, besonders im Winter bei starkem Eisgang, lassen sich wohl vorstellen. Um den Umweg über Stettin zu sparen, war inzwischen auch die Strecke Frankfurt—Küstrin—Kreuz gebaut worden; sie wurde in demselben Jahr 1857 in Betrieb genommen. 1867 war die Strecke Berlin—Küstrin fertiggestellt, und 1873 gab die Abkürzungslinie Schneidemühl—Konitz—Dirschau unter Abschneiden des

Wir schweigen von dem, was uns schmerzt. Statt eines Jubels kann die Erinnerung an die hundertjährige Ostbahn uns nur Gedanken wehmütigen Stolzes wecken. Aber wer heute an Ostpreußen denkt, sollte auch die liebe, alte Ostbahn nicht vergessen.

Heinz Werner Rathke



Auch „von der Bahn aus“

konnte man vieles sehen, was Ostpreußen eigentlich war, wie etwa ein Storchennest, das sich sein Nest auf einem Mast dicht am Bahndamm gebaut hatte. In Ostpreußen lebten mehr Störche als im übrigen Deutschland zusammen.

Photo: A. O. Schmidt.

Die Seestadt Braunsberg

Vor rund hundert Jahren liefen aus Braunsberg, — genau bezeichnet im Jahre 1855 — noch 99 Segelschiffe und 65 Dampfer aus. Die alte Hansestadt betrieb früher einmal einen ansehnlichen Seehandel. Haupthandelsgegenstände waren Flachs und Garn; es bestanden sogar Reedereien, die mehrere Schiffe unterhielten. In Pfahlbude wurden auf einer Werft Seeschiffe gebaut. Die geräumigen Fachwerkspeicher in der Nähe des Passarge-Kais erinnerten noch an diese ehemalige Blüte des Ausfuhrhandels.

Drei Gründe bewirkten den Stillstand im Handels- und Schiffsverkehr: Der Flachs wurde nicht mehr abgesetzt, der Kielgang der Seeschiffe wurde größer, und die Passarge verflachte immer mehr. Ihre Fahrrinne mußte ständig ausgebaggelt werden; im Jahre versandete die Sohle durchschnittlich um 63 Zentimeter.

Der Flachsbau hat im Ermland eine große Rolle gespielt. Damit die Bestellung der anderen Feldfrüchte darüber nicht vernachlässigt wurde, gestattete Bischof Mauritius Ferber als Landesherr 1526 für jede Hufe nur einen halben Morgen Flachsbanbau; sonst hätte leicht bei Mißernte eine Hungersnot ausbrechen können. Die Anordnung mußte mehrmals erneuert werden.

Andere Gespinste wie Baumwolle verdrängten mit dem Aufkommen der Textilindustrie den Flachs, doch stand der Kreis Braunsberg mit 3 v. H. seiner Gesamtfläche vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges immer noch an der Spitze der flachs bauenden Kreise im Deutschen Reich.

Völlig mißverstanden

Frau Bertha hatte sich fein gemacht, denn sie fuhr mit der Ostbahn nach Königsberg. Die Mode hat wechselnde Launen; damals — vor mehr als fünfzig Jahren — trug die Damenwelt Schinkenärmel, Wespentailen, gestärkte Kragen mit spitzen Jabots, und die Ärmel endeten in gestepften Stulpen. (Die von Frau Bertha waren dazu noch behäkelt!)

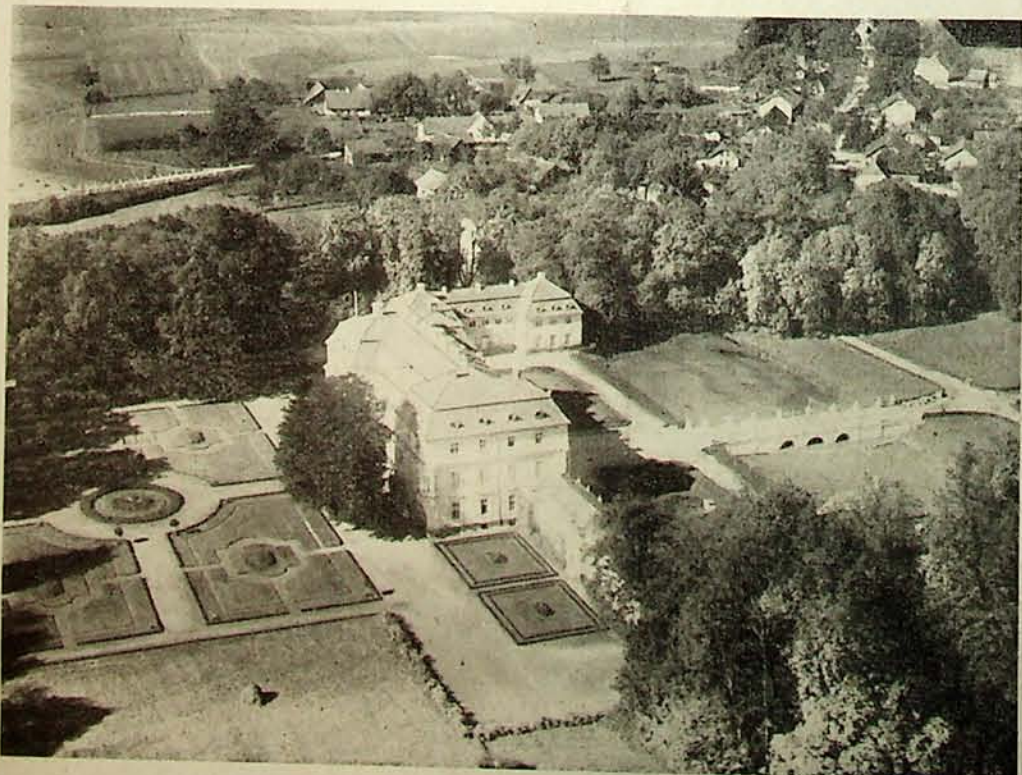
In Seepothen hielt der Zug sehr lange, denn die Milchkannen wurden eingeladen. Frau Bertha beugte sich aus Langeweile etwas zu weit aus dem Fenster, sie hoffte, etwas Interessantes zu erspähen. Dabei rutschte ihr die linke Stulpe über das schmale Handgelenk und sank zu Boden; verloren lag das liebevoll behäkelt Manschetten auf dem Bahnsteig. Im gleichen Augenblick, als der Reisenden dies Malheur geschah, hob der Stationsvorsteher den Befehlsstab, um dem Lokomotivführer das Zeichen zur Abfahrt zu geben. Frau Bertha — die sonst zu feinen Leuten nur hochdeutsch sprach — fiel in jähem Schreck in das vertraute Platt: „Min Manschett!“ — „min Manschett!“, schrie sie entsetzt. „Na, denn loate Se ennem Mann ruhig schiet, de...



Umweges über Bromberg der Ostbahn die Streckenführung, die wir alle so gut kennen.

Grenzstation Eydtkuhnen.

Für Ostpreußen von besonderer Bedeutung war die Fortführung der Bahn nach Osten zum Anschluß an den russischen Nachbarn. Bei der Bestimmung des Grenzübergangs hat die Wahl lange zwischen Stallupönen und Lyck geschwankt, bis schließlich die Entscheidung für den erstgenannten Ort fiel. Die Strecke Königs-



Schloß Schlobitten aus der Vogelschau

Die bekannte Ausbuchtung der Ostbahn zwischen Elbing und Braunsberg reicht bis Schlobitten (Kreis Preuß.-Holland). Das Schloß, Haupt- und Stammeschloß des Hauses Dohna, nennt Professor Dr. Richard Dethleisen, seinerzeit Provinzialkonservator der Denkmäler der Kunst und der Geschichte in der Provinz Ostpreußen, „die größte und beachtenswerteste private Wohnbauanlage im Lande...“

Ohne die Ostbahn kein Tannenber

Die vorstehenden Ausführungen zeichnen in kurzen Zügen die Entstehungsgeschichte einer Bahn auf, die zur wichtigsten Verkehrsader des deutschen Nordostens wurde und Ostpreußen am schnellsten mit der Reichsmittel verband. Ihre späteren Schicksale, ihre Leistungen im Frieden wie auch im Kriege stehen den meisten von uns noch im Gedächtnis. Man denke etwa an die Bedeutung der Ueberführung des I. Armee Korps 1914 vom Gumbinner Schlachtfeld über Dirschau—Graudenz nach Westpreußen; eine der entscheidenden Vorbereitungen zur Tannenbergschlacht des Ersten

Bilder aus dem heutigen Königsberg

Auf dieser Seite zeigen wir mehrere Fotos, die im Sommer in Königsberg aufgenommen worden sind. Auf den ersten Blick wirken die Straßenbilder recht gefällig. Sieht man genauer hin, so erkennt man, daß die Häuser aus unserer Zeit stammen. Hingegen sind das Säulenportal auf dem Walter-Simon-Platz, das Denkmal auf dem Trommelplatz und der Obelisk an den Schloßteich-Kaskaden sowjetische Zutaten. Die Bestimmung der Plätze gab einige Rätsel auf, weil sich der gewohnte Anblick verändert hat. Hierbei half der Redaktion der Architekt Siegfried Saßnick, der mehrere Häuser auf den Hufen gebaut hat.

Zuverlässige Nachrichten über die Zustände in Königsberg sind nur spärlich zu erhalten. Gelegentlich veröffentlichten westdeutsche Zeitungen Schilderungen von dem Leben in der früheren ostpreußischen Hauptstadt, die aber kaum Neues enthielten. Das Ostpreußenblatt hatte über die darin erwähnten Tatsachen schon lange vorher berichtet. Für Ausländer ist es weit leichter nach Moskau und Leningrad zu fahren, als nach Königsberg, denn immer noch wird die Bewilligung zu einer Reise in den sowjetisch verwalteten Teil Ostpreußens nur in sehr seltenen Fällen — wenn überhaupt — erteilt. Daher sind wir auf amtliche sowjetische Angaben angewiesen, deren Wahrheitsgehalt sich nicht nachprüfen läßt.

In der Aufbaupropaganda der sowjetischen Behörden spielt der „Kaliningrader Oblast“ — worunter der sowjetisch verwaltete Teil Ostpreußens zu verstehen ist — eine besondere

Rolle. Es sind auch einige Neubauten entstanden, wobei Industriewerke, das Hafengelände und die Militärsiedlungen in den Vororten nordwestlich der Stadt begünstigt wurden. Wie das Ostpreußenblatt schon früher berichtet hat, ist die Straßenbreite des Steindamms erweitert worden, Wohnhäuser bilden jetzt eine Straßensfront nach dem Hansaplatz zu, das Stadthaus wurde wiederhergestellt und das unter Verwendung von Ruinen des Neuen Schauspielhauses entstandene Theater mit 1000 Sitzplätzen eröffnet.

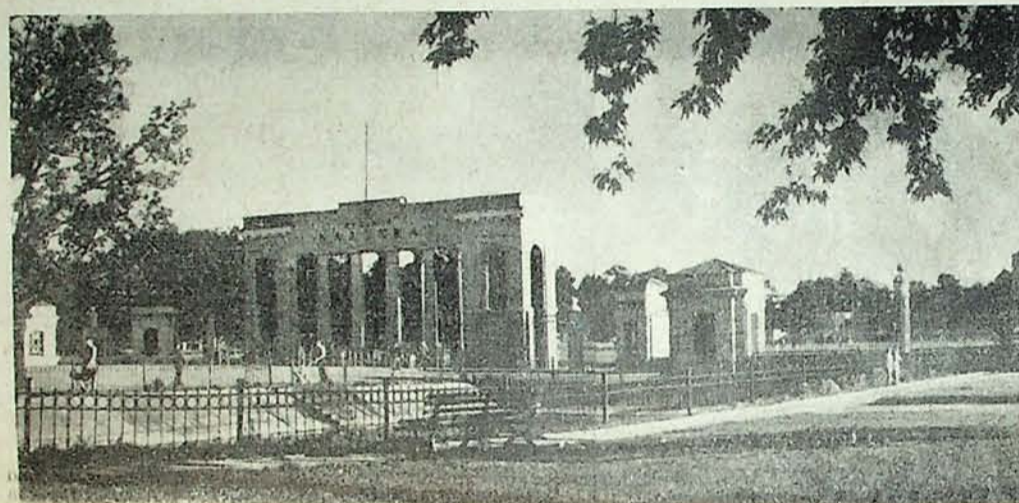
Die sowjetischen Stadtplaner hoffen, daß bis 1967 auch die noch völlig tote Innenstadt zu neuem Leben erweckt wird, doch lehrt die Erfahrung, daß die Ausführung vieler Pläne lange auf sich warten läßt. Noch immer schweift der Blick zwischen dem Nord- und dem Hauptbahnhof über eine kilometerweite, trostlose Leere Hin und wieder sieht man in dem riesigen Trümmerfeld eine Grünanlage. Vom Schloß, der Universität und dem Dom stehen nur zerborstene Mauern; das Kantgrabmal blieb erhalten, die Schloßkirche wurde eingeebnet, der Schloßturm ist verschwunden.

Nach den Verlautbarungen des Staatsowjets sind seit 1959 rund 270 000 Quadratmeter Straßenfläche aus- oder neugebaut, 42 Straßen beleuchtet und über 3 Kilometer Kanalisationsröhren verlegt worden. Der Bau eines ausgedehnten Wasser- und Gasleitungsnetzes wurde als besondere Errungenschaft bezeichnet. Neben dem Fischereistitut, den wissenschaft-

lichen Forschungsstätten in den umgewandelten Strafanstalten und dem Erweiterungsbau am Hotel „Moskwa“ ist die Renovierung oder der Neubau von Schulen, sowie ein Großkino geplant. Vor Jahresfrist wurde eine Lesehalle eingerichtet und die erhaltene Kirche von Juditten in ein landeskundliches Museum verwandelt. Jetzt sind vornehmlich Frauen dabei, in „freiwilligem Einsatz“ Kindertagesstätten zu schaffen. Auch eine Badeanstalt entstand in „Aufbaustunden“ nach Feierabend.

Die „Aufbaumatmosphäre“ ist jedoch nicht nur

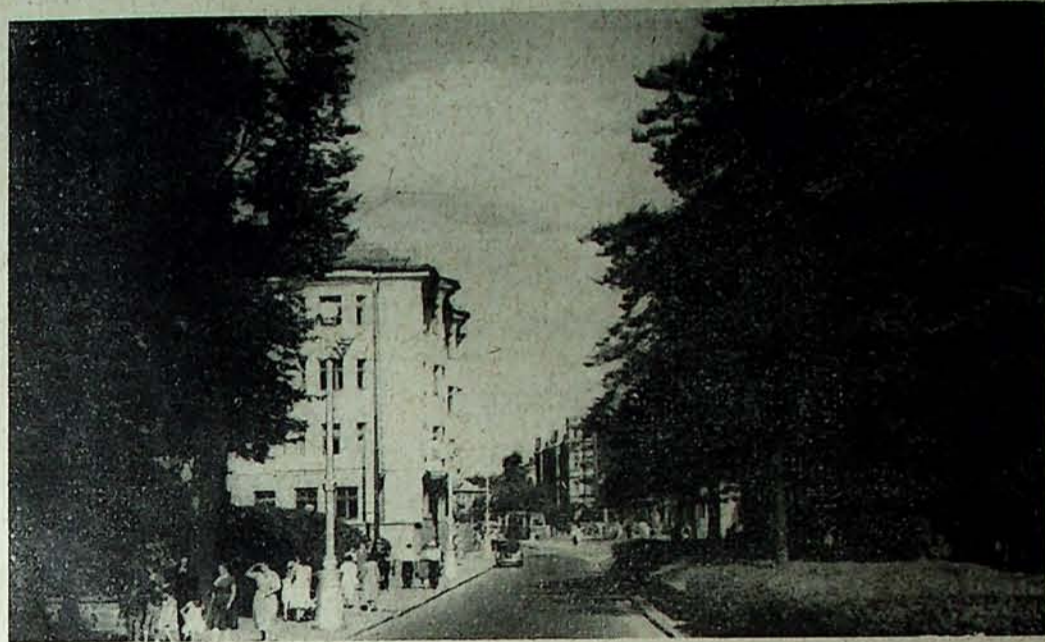
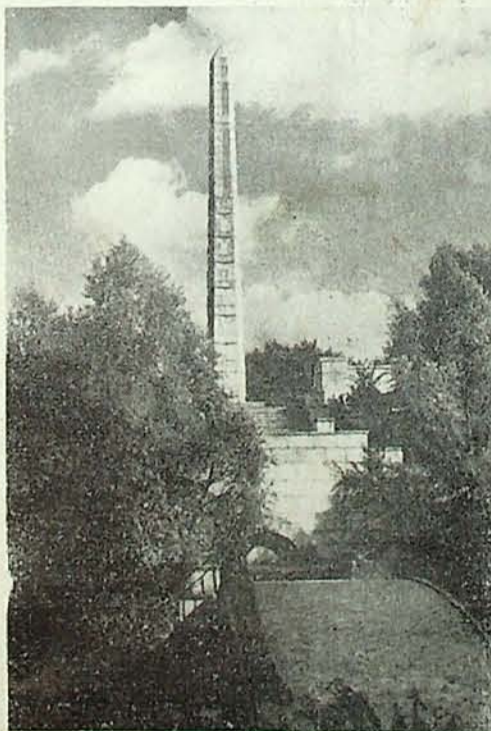
durch den Zwang zur Erfüllung des Plansolls und den damit verbundenen Schwierigkeiten getrübt. Wiederholt kritisierte die in Königsberg erscheinende Zeitung „Kaliningradskaja Prawda“ das Treiben von „Spekulanten und Nichtstuern“. Bei ihnen decken nicht nur die Rotarmisten ihre nicht eingeplanten Bedürfnisse. Auch die Bürger besorgen sich bei ihnen selbstgebrannten Schnaps. Komsomolzen kontrollieren Lokale und Werkskantinen, um „Parasiten und Trinker“ zu melden. Sie werden strafweise zu Aufbauarbeiten herangezogen.



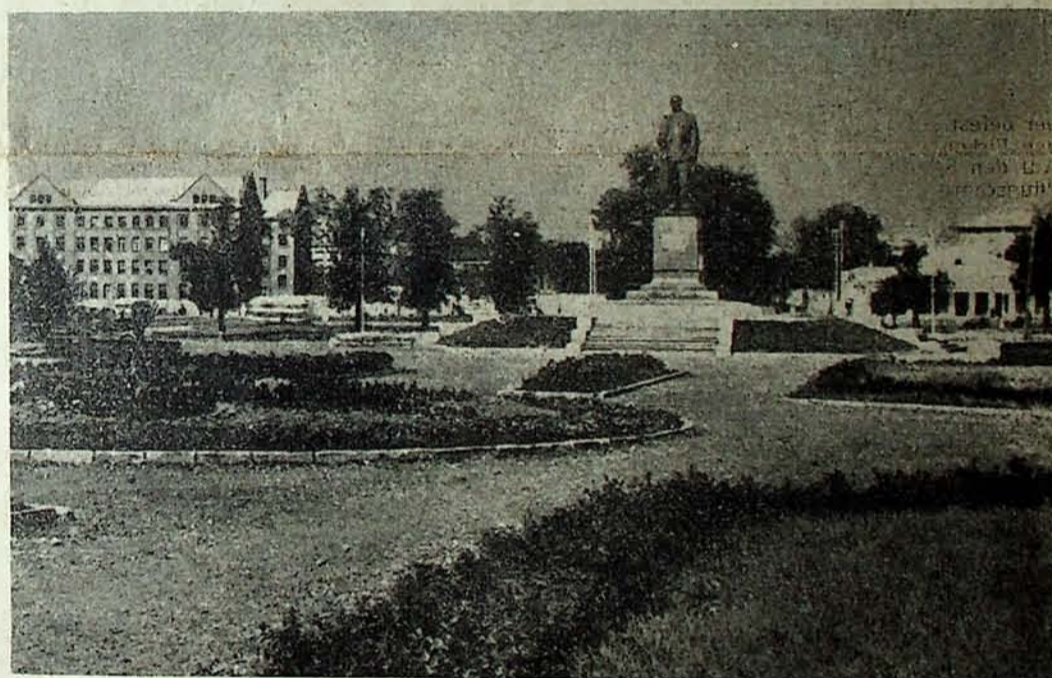
Eingangsporte und — vermutlich zum Kartenverkauf dienende — steinerne Kioske am Walter-Simon-Platz. Ein eisernes Gitter grenzt ihn ab. Einen Anhalt dafür, daß hier wirklich der frühere Sportplatz der Königsberger Schulen zu sehen ist, geben die im Hintergrunde nur undeutlich wahrzunehmenden, nach 1933 errichteten Steintribünen. Der Platz hat heute die Bezeichnung „Baltika-Stadion“.

Rechtes Bild: Zwischen Oberteich und Schloßteich, quer zu den Kaskaden, in Richtung Hinterroßgarten, ist dieser Obelisk für die beim Kampf um Königsberg gefallenen Soldaten der sowjetischen Armee errichtet worden. — Wir gedenken bei diesem Anblick unserer Opfer unter den Verteidigern und besonders der 75 000 Toten der zivilen Bevölkerung. Sie starben an Hunger und Seuchen in einer peinvollen Zeit nach der Kapitulation unter sowjetischer Herrschaft.

Unteres Bild: Die Fassade des Postscheckamtes, Ecke Kniprodestraße, Deutschordenring, ist neu gestrichen, sonst unverändert. Die Aufnahme erfolgte vermutlich von der nahe gelegenen, über die Eisenbahnschienen führenden Brücke.



Aufnahme aus dem 1938 vollzogenen Durchstich durch den Garten des „Luisenhäuschens“ in Richtung Hulenallee. Links die Bäume des Gartens um das Haus, rechts die Bäume, die man aus Pielät stehen ließ. Die Straßenbahn bleibt, wie früher ganz rechts. Der Garten hatte dort eine Mauer, auf der die hohen Buchen standen. Das im Bilde sichtbare Eckhaus an der Luisenallee gehörte Hülsmann. In der Mitte stehen die Häuser zwischen Julchental und Luisenhöh. Das letzte Haus auf der linken Seite könnte das vom Steinmetzmeister Eckardt sein. Dieser Blick erscheint unverändert.



Selbst Königsberger, die ihre Geburtsstadt gut kennen, werden nicht sogleich erraten, welche Stelle im Stadtbild hier dargestellt ist: Wir sehen den Trommelplatz! Die Aufnahme mag von der Kante der Kniproder Straße vor der Kaserne gemacht worden sein. Ganz hinten rechts, fast schmerzhaft, das Landgericht am Hansaplatz. Um das Denkmal einer sowjetischen Größe sind Schmuckbeete angelegt.

Wie Maraunenhof entstand . . .

Den Oberteich lernte ich ungefähr im Jahre 1883 kennen, als ich im Sommer täglich mit meinem Reifen vor meiner Mutter herlief, die ihren Brunnenspazierring durch das Königsfort, das Glacis entlang bis zum Roßgärter Tor und dann an den Oberteich machte.

In der Nähe der Stadt war es schwer, an den Teich heranzukommen. Die Ufer waren moorig und voller Schilf, nur vom damaligen Gut Maraunenhof aus war kiesiger Grund. Erst als die Entfestigung des alten Königsberger Wallringes zur Tat wurde und die Mauer in der Verlängerung des Mitteltragheims durchbrochen war, wurde ein Weg durch die Wiesen am Oberteichufer nach Maraunenhof zugeschüttet und der abfließende Wirtgraben überbrückt. Eine Siedlungsgesellschaft teilte das Land ein und weitschauende Leute versicherten sich der Villenparzellen. Die ersten beiden bescheidenen Häuser wurden von Bartels-Margen gebaut. Die Oberteichterrasse und der Aschmannpark wurden das Ziel der Spaziergänger, die immer neue Spuren von erweiterten Anlagen und aufstrebenden Villen feststellen konnten. Nun durfte ja auch außerhalb der Tore massiv gebaut werden und man merkte mit Erstaunen, wieviel wohlhabende Leute es in Königsberg gab, die davon Gebrauch machten.

Auf dem Teich schwammen die Schwanenpaare und vertrugen sich gut mit den einfallenden Wildenten. Bis in das südliche Nebenbecken konnte man den Oberteich in Ruderbooten befahren. Dieses wurde überbrückt, damit man auch von hier aus die großen Schrebergarten-

kolonie erreichen konnte, die sich bald hinter dem Roßgärter Tor das ganze Ufer in ziemlicher Tiefe entlangzog. Wie atmeten die in der Festung einst eingepreßten Einwohner auf, als sich ihnen diese Ausweitungsmöglichkeit bot, denn die elektrische Bahn machte den Verkehr mit dem Stadtzentrum leicht. Das Haus einer Studentenvereinigung bildete den Blickpunkt auf der Ostseite des Teiches, ein dicker Festungsturm stand trotzig im Wasser und nach dem Schloßteich hin erhoben sich die neuen großen Mietshäuser moderner Form. Der vom Schilf geräumte Teich war so groß, daß er in den wechselnden Licht- und Luftstimmungen schöne Eindrücke bot, als die Alleen und Baumgruppen heranwuchsen und die Grünflächen immer weiter ausgestaltet wurden. Die Villengärten bekamen Garagen, auf den Rasenflächen lagerte die luftbadfreudige Jugend und im Wasser planschten die Badenden. Als Ort der Stille war an einer der verlassen Bastionen ein Rosengarten entstanden, auf dessen Terrassen man, in Duft gehüllt, Ausblick halten konnte auf das bunte Treiben — auf Alleen und Anlagen bis zu den Baummassen des Schloßteichs hinüber, dessen früher so verschiffte Schleuse das Wasser vom Oberteich über schön geschmückte Becken und Terrassen hinunterführte.

Die Fische und Frösche des Oberteichs sind in den bösen Jahren ab 1945 manchen Königsbergern zum Nahrungsmittel geworden — was wir in einer satten Zeit nicht vergessen sollten.

Die Kreuzkirche in Königsberg

Vor dreißig Jahren — am 7. Mai 1933 — wurde die jüngste evangelische Kirche in Königsberg eingeweiht. Drei Jahre zuvor hatte Generalsuperintendent D. Genrich die Grundsteinlegung der Kreuzkirche auf der Plantage vollzogen. Der im Osten gelegene, von den Pregelarmen im Norden, Westen und Süden von der übrigen Stadt abgetrennte Gemeindebezirk war 1925 von der Altstadtlichen Muttergemeinde abgetrennt worden und erhielt nun eine eigene Kirche. Als ihr erster Pfarrer

wurde der später zum Konsistorialrat ernannte, bisherige Seelsorger des Bezirkes Johannes Wien bestellt. Heute wohnt er in Oldenburg (Oldb), Donnerschweer Straße 79. Der Leitaufsatz, den er für die Festschrift zur Einweihung der Kirche verfaßt hatte, schloß mit den Worten, die über dem riesigen aus Cadiner Majolika gefügten Kreuz an ihrer Westfront zu lesen waren:

„Das Wort am Kreuz ist eine Gotteskraft“

Geheimer Oberbaurat Dr. Kickton Da die Beschaffenheit des Baugrundes sehr ungünstig war und erst in 16 Metern einen tragfähigen Grund aufwies, war eine kostspielige Pfahlrostgrundierung notwendig gewesen. Die Last des Baukörpers mußte auf eine möglichst große Fläche verteilt werden. Mit dem Entwurf und der Planung war ein erfahrener Kirchenbauer, Geheimer Oberbaurat und Ministerialrat Kickton beauftragt worden,

die Bauleitung übernahm der Königsberger Architekt Ernst Milautzki. Das Innere der Kirche war auf eine farbige Wirkung abgestellt, die dem Berliner Kirchenmaler Ernst Fey übertragen war, die Glasmalereien stammten von dem Königsberger Maler Gerhard Eisenblätter, eine Pelikangruppe schuf der Bildhauer Steiner. Ein anderer Königsberger Künstler, Jacob, fertigte die Taufschale, den Abendmahlskelch und den Altarleuchter.



Diese Aufnahme wurde vermutlich vom Dach des Löbenichtchen Realgymnasiums gemacht. Links sieht man Frachtgut und Flußschiffe an der Hamannstraße. An ihrem Hause Nr. 1 verkündete eine Taie „Johann Georg Hamann, geboren in diesem Hause den 27. August 1730, † 30. 6. 1786“. (Der die deutsche Dichtung im hohen Maße anregende Philosoph starb in Münster. Sein Grabmal steht auf dem Überwasserfriedhof.) Im Hintergrund ist der hohe Schornstein der Sackheimer Zellulosefabrik sichtbar.

Am jenseitigen Ufer des Neuen Pregels — dem nördlichen Flußarm — reihen sich Holz- und Kohlenplätze, Anlegestellen für Schiffe und Aufbewahrungsschuppen aneinander. Den sich anschließenden Stadtteil nannten die Königsberger „Auf der Lomse“. Zu Zeiten Friedrichs des Großen wurde auf dem Mooiwiesengelände eine Maulbeerpflanzung für die Seidenraupenzucht angelegt. Diese Gegend erhielt daher den Namen „Plantage“. Der Pfeil zeigt auf den Standort der Kreuzkirche.



Die Kreuzkirche. — Nach einem Aquarell des Erbauers

Der Erbauer der Kirche, Arthur Kickton, entstammte einer alten ostpreußischen Familie schottischen Ursprungs, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Elbing eingewandert war. Angehörige dieser Familie besaßen die im Kreise Allenstein gelegenen Rittergüter Lengehnen und Sapuhnen. Der Vater von Arthur Kickton war Forstmeister. Der Sohn wurde am 28. Mai 1861 in Marienwerder geboren. Nach dem Architekturstudium an der Technischen Hochschule Berlin wurde er als erster Regierungsbauführer zum Helfer des damaligen Landbauinspektors Steinbrecht bei den Wiederherstellungsarbeiten an der Marienburg. Er wurde in das Ministerium der öffentlichen Arbeiten berufen. Viele Kirchen hat er im deutschen Osten erbaut, die bedeutendsten sind die doppeltürmige Pauluskirche in Breslau — die größte Kirchenanlage in Deutschland —, die Hofkirche in Cadinen und mehrere große Kirchen in Schlesien. In Jerusalem leitete er die Wiederherstellung der durch ein Erdbeben beschädigten, von Kaiser Wilhelm II. gestifteten evangelischen Kirche auf dem Ölberg.

sollte wieder erstehen, das Neue mit den baulichen Überlieferungen der Heimat, unter Verwendung bodenständigen Materials, wie des noch viel zu wenig beachteten Granitfindlings, in Einklang gebracht werden. Sie entstanden in den Jahren 1919—1926 nach sorgfältiger Vorbereitung der Entwürfe. Unter verständnisvoller Mitwirkung der beteiligten Baubeamten und unter der beratenden Anteilnahme des Provinzialkonservators sind die Stadtkirchen in Lyck, Neidenburg, Allenburg, etwa zwanzig Landkirchen, die bedeutenderen Kirchen in Gr.-Engelau (Kreis Wehlau), Eckersberg (Kreis Johannisburg), Kalinowen (Kreis Lyck) zu nennen.

Auch das Copernicus-Denkmal in Allenstein, der Turm der Bartholomäuskirche in Pr.-Holland, das Gemeindehaus in Cadinen, mehrere landwirtschaftliche Bauten, ein Kreisblindenheim und Arbeiterwohnhäuser in bodenständiger Bauart sind nach Kicktons Entwürfen errichtet.

Es blieb nicht aus, daß Arthur Kickton — der auch mit der Gewissenhaftigkeit des Architekten gemalte Aquarelle in der Großen Berliner Kunstausstellung zeigte — hohe Ehrungen zuteil wurden. 1904 erhielt er die Goldene Medaille der Weltausstellung in St. Louis. 1918 wurde er zum Mitglied der Akademie des Bauwesens und 1932 aus Anlaß seines 25jährigen Dozentenjubiläums zum Ehrensenator der Technischen Hochschule Berlin ernannt. 1944 wurde er das Opfer eines Autounfalls. Seine Tochter Dr. Erika Kickton hat einen Lehrauftrag für Psychologie an der Universität Frankfurt a. M. Sie schrieb mehrere Abhandlungen über musikwissenschaftliche und philosophische Themen ihr Buch „Charakterkunde — Neue Wege zur Menschenkenntnis — (175 Seiten, 5,40 DM) erschien kürzlich im Verlag Bodo Graefe, Berlin. s-h

Wiederherstellung der 1914 zerstörten Kirchen

Für Ostpreußen bedeutsam wurde sein Wirken beim Wiederaufbau der im Ersten Weltkrieg zerstörten Kirchen, denn ihm war die Hauptverantwortung übertragen worden. Der Landeskonservator der Provinz Ostpreußen, Professor Dethlefsen, schrieb über diese Tätigkeit Arthur Kicktons:

„Hier galt es, aus Schutt und Trümmern teils völlig Neues, teils Neues im vertrauten alten Gewande unter Berücksichtigung berechtigter Wünsche der Kirchengemeinden zu schaffen. Das alte ursprüngliche Bild der Kirche als Wahrzeichen der Stadt, des Dorfes, der Landschaft

FAMILIEN-ANZEIGEN

FRIEDRICH
Wir freuen uns über unseren 4. Jungen
BARBARA RATHJEN, geb. Zerbst
früher Königsberg Pr., Hornstraße 3
CLAUS RATHJEN
CLAUS-MICHAEL, JOHANN AUGUST
UND CHRISTIAN
2448 Burg a. Fehmarn, Breite Straße 30, den 11. März 1963

Ihre Vermählung geben bekannt
Karl-Heinz Aschmutat
Irmfriede Aschmutat
geb. Baden
19. März 1963
271 Hohenwestdt. Nr. 34
Narkischken
Walsrode
Scharnhorststraße 5

Die Vermählung ihrer Tochter Dagmar mit Herrn Dieter Hagen geben bekannt
Gerhard Endrejat und Frau Edith
geb. Orend
22. März 1963
2497 Bad Schwartau, Clever Höhe 26
früher Gut Laugszargen/Memelland

50
So Gott will feiern unsere lieben Eltern
Friedrich Bodenbinder und Frau Elisabeth
geb. Kaschub
früher Springen Kreis Gumbinnen
am 24. März 1963 das Fest der Goldenen Hochzeit.
Es wünschen weiterhin Gottes Segen
die dankbaren Kinder
Martha, Lydia und Leo
45 Osnabrück
Tiefstraße 32

40
Am 23. März 1963 feiern unsere lieben Eltern
Fritz Romahn und Frau Anna
geb. Mähler
Ihren 40. Hochzeitstag.
Gott möge sie uns noch recht lange gesund erhalten.
Es gratulieren herzlich die Kinder
Horst und Frau Dorothea Christel
Heinz und Frau Gerda
Wattenscheid, Parkstraße 97
früher Königsberg Pr.,
Morgenbesserstraße 3

Am 11. Februar 1963 wurde unser
Peer Wolfgang Uwe
geboren.
In dankbarer Freude
Marianne und Hans-Peter Gemsjäger

Rio de Janeiro, Brasilien
Rua Inglês de Souza 193
Apt. 302, Jardim Botânico
früher Wehlau, Ostpreußen
Gr. Vorstadt 23

Ihre Vermählung geben bekannt
Hans-Martin Zander
Hildegard Zander
geb. Pusch
Weddersleben, den 2. März 1963
Friedensstraße 8

Am 2. April 1963 feiern unsere sehr verehrten Eltern und Großeltern
Oberbahnhöfsvorsteher i. R.
Karl Riedel
und seine Frau **Bertel**
geb. Wenk
das Fest ihrer Goldenen Hochzeit.
Es gratulieren sehr herzlich und wünschen auch weiterhin gute Gesundheit und Gottes Segen
ihre dankbaren Kinder und Enkelkinder
Mülheim (Ruhr)
Ludwig-Bender-Straße 15
früher Passenheim
und Gerdauen Ostpreußen

50
Am 19. März 1963 feierten unsere lieben Eltern
Ludwig Jeske und Frau Hulda
geb. Poehke
früher Hohenstein, Ostpreußen
jetzt 3035 Hodenhagen
über Walsrode, A. d. Brink 3
ihre Goldene Hochzeit.
Es gratulieren herzlich und wünschen weiterhin Gottes Segen
ihre dankbaren Kinder

So Gott will, feiern am 23. März 1963 unsere lieben Eltern, Schwieger- und Großeltern
Eduard Pawlowski und Frau Martha
geb. Karsties
das Fest der Goldenen Hochzeit.
Es gratulieren von Herzen die dankbaren Kinder
Kurt Ernst, Gerda und Erich
nebst Familien
Duisburg-Melderich
Fraseckstraße 12
früher Langenweiler (Kollatichken)
Kreis Gumbinnen

Am 25. März 1963 feiern wir das Fest unserer Silberhochzeit und grüßen alle Verwandten und Bekannten
Friedrich Niedenthal und Frau Helene
geb. Alexander
Otighelm bei Rastatt
früher Widminnen, Ostpreußen

50
Am 25. März 1963 begehen wir das Fest der Goldenen Hochzeit.
Albert Tiedtke und Frau Marie
geb. Heina
früher Altkirschen Kreis Ortelburg
4103 Walsum, Friedrichstraße 22

40
Vierzigjähriges Ehejubiläum feiern am 9. Februar 1963 unsere lieben Eltern
Friedrich Jeglinski und Frau Wilhelmine
geb. Bernatzki
Dazu und zum Geburtstag des Jubilars am 18. März 1963 die allerbesten Wünsche von ihren Kindern und Enkelkindern
Gelsenkirchen Schillerplatz 17
früher Puppen, Kr. Ortelburg

Am 20. März 1963 feierte unsere liebe Mutter Frau
Berta Markowski
geb. Taschau
so Gott will ihren 90. Geburtstag.
Es gratulieren herzlich und wünschen weiterhin Gottes Segen
die Kinder
Enkelkinder
und Urenkel
Stockelsdorf bei Lübeck
Parkweg 27
früher Jäglack, Kr. Rastenburg

25
Am 26. März 1963 feiern unsere lieben Großeltern
Erich Hamann und Frau Lina
geb. Großkopf
ihre Silberhochzeit
Wir drei gratulieren herzlich und wünschen weiterhin noch viele schöne Jahre.
Thomas Martin und Sabine
Berlin 42 Göttsstraße 25
früher Wehlau Ostpreußen
Klosterplatz

So Gott will, feiert am 23. März 1963 unsere liebe Mutter, Schwiegermutter Großmutter und Urgroßmutter Frau
Johanna Parolat
geb. Grösch
a. Friedland (Alt-Lubönen) Kreis Tilsit, Ostpreußen
ihren 88. Geburtstag.
Wir gratulieren Dir herzlich und wünschen weiterhin Gesundheit und Gottes Segen.
Außerdem möchten wir Dir auf diesem Wege für alle Deine Liebe und Güte danken.
Deine Kinder
Enkel und Urenkel
473 Ahlen (Westf) Wetterweg 111

Am 22. März 1963 feiert unser lieber Vater
Georg Werder
seinen 85. Geburtstag.
Es gratulieren herzlich und wünschen weiterhin beste Gesundheit
seine Kinder
und Enkel
Lübeck, Giselherweg 2
früher Aweyden, Kr. Sensburg
Weitere Familienanzeigen auf Seite 6

Königsbergs „gute Stube“ / Der Paradeplatz, ein ostpreußischer Kulturspiegel

Auch die Städte haben ihre „gute Stube“, an deren Ausschmückung sie die gleiche Sorgfalt wenden, wie eine Hausfrau an die Pflege des liebsten Zimmers in ihrem Heim, soweit sie ein solches heute besitzt. Wir hatten einst ein geräumiges Heim in Königsberg, denn ganz allgemein betrachten wir die liebe Stadt am Pregel als den Mittelpunkt unseres „Zuhause“.

Die Rolle der „guten Stube“ war in Königsberg dem Paradeplatz vorbehalten, jener herrlichen Anlage zwischen Schloßteich und Steindamm. Der Stil seiner repräsentativen Bauten und die Gestaltung des Platzes dokumentierten ganze Zeitalter; sie gaben dem Betrachter Aufschluß über die soziale Struktur, die geistli-

chen Hausbesitzern bei Androhung hoher Strafen verboten, in ihren Häusern auf der Gartenseite Fenster anzubringen. Durch neugierige Blicke fühlten sich die promenierenden Damen und Herren vom Stände, die miteinander artige Worte zierlich drechselten, allzu geniert.

Auf der anderen Seite, nach der Großen Schloßteichstraße zu, ging es ruppiger her, denn dort befand sich der Schauplatz einer recht rohen Volksbelustigung: bis gegen Mitte des 18. Jahrhunderts wurden der Menge dort Tierhetzen geboten. In diesem Hetzgarten wurden Bären losgelassen, die meist auf staatlichen Jagden in den Waldungen der Försterei Puppen (Masuren) gefangen und durch Hunger zur Wut

nach dem Takt des Kalbfells über den Platz marschiert waren. Zwar verschwand der steife Zopf, doch hielten sich die starren Exerziermethoden, der öde Gamaschendienst und die geringe Einschätzung des einfachen Soldaten bis zur reinigenden Katastrophe von 1807. Am 3. August 1808 wurden in Königsberg die neuen Kriegsartikel für die Preußische Armee erlassen, die der barbarischen Behandlung der Soldaten ein Ende bereiteten. Die neuzeitliche Auffassung von Pflichten und Rechten des Staatsbürgers hielt damals Einzug in die Armee. Die im neuen Geist geführte Truppe sollte fünf Jahre darauf die großen Siege während der Befreiungskriege erfechten, an denen das ostpreußische Korps unter General von York so ruhmvollen Anteil hatte.

Auf dem Paradeplatz fand in den Zeiten der Monarchie alljährlich am Geburtstag des Landesherrn eine feierliche Parole-Ausgabe statt, zu der die Offiziere in Paradeuniform mit Helm und Schärpe erschienen. Einige Jahre vor dem letzten Weltkrieg erwarb die Wehrmacht von der Gesellschaft „Königshalle“ das schlichte klassizistische Eckhaus an der Einmündung der Theaterstraße; sie richtete in ihm das Standortkino ein. Die Räume wurden auch privaten Vereinigungen für größere Feste zur Verfügung gestellt, und der helle Tanzsaal wurde weidlich ausgenutzt. Jugendlich Uebermut erlaubte sich in den Tanzpausen gelinde Lästerungen auf den „Drachensfels“, wie die mit roten Plüschmöbeln ausgestattete Empore im Ballsaal genannt wurde. Auf diesen guten Beobachtungsposten zogen sich nämlich die älteren Damen gern zurück.

Aus dem herzoglichen Lustgarten hatte sich der „Königsgarten“ entwickelt. Auf diesem Teil des Platzes waren Ziersträucher und Blumenrabatte zwischen den Baumgruppen gepflanzt worden. Um die Jahrhundertwende war der einladende Grüngürtel um die Stadt noch nicht geschaffen, daher ergingen sich die Königsberger nach Feierabend auf „Königsgarten“, um dort ein paar Züge frische Luft zu schnappen. Und da sich Jugend immer zu Jugend findet, wie es seit alterher Brauch ist, schäkerten hier die Soldaten nur zu gern mit den drallen Marjellen; bis der Hornruf zur Nachtruhe mahnte. Der Grenadier legte daher dem immer als viel zu frühzeitig empfundenen Nachtsignal einen Text unter, den jeder kennt, der in Königsberg den blauen oder grauen Rock getragen hat: „Wer noch auf Königsgarten ist ...“

Premierenabend im Opernhaus

Für die Soldaten sollte auf dem Paradeplatz im 18. Jahrhundert eine Garnisonkirche errichtet werden. Das Fundament wurde auch gelegt, doch erwies sich der Untergrund als zu nachgiebig. An Stelle der Kirche wurde ein Exerzierhaus aufgeführt, das 1806 bereits abgerissen wurde, um dem Stadttheater Platz zu machen. In Gegenwart der königlichen Familie fand 1809 die Einweihung des Hauses statt. Es



Der größte Sohn Königsbergs

Der Bildhauer Christian Rauch schuf das schöne Bronzedenkmal Immanuel Kants. Der Philosoph lehrte an der Albertina, als diese noch auf der Dominsel untergebracht war.

Aufnahme: Horst Sack

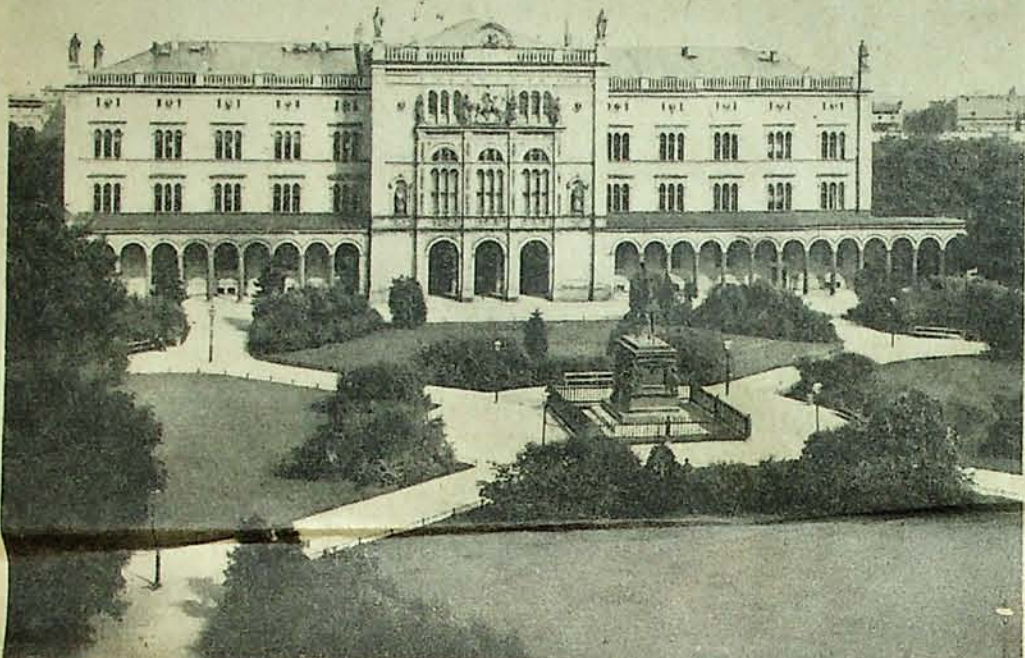
Extra-Applaus über die Tanzgruppe gespendet, die — das war Brauch — jeden Tanz mindestens einmal wiederholen mußte.

Nach der Vorstellung schätzten viele Theaterbesucher ein gutes Glas im nahegelegenen „Zentralhotel“. Dieses hochaltes Haus wurde nach 1933 seiner Bestimmung entzogen und in das „Braune Haus“ von Königsberg umgewandelt.

Am Paradeplatz lag auch die größte Sortimentsbuchhandlung des Kontinents, die bereits 1722 gegründete Firma Gräfe & Unzer. Schon äußerlich imponierte das hohe Geschäftshaus mit den acht Schaufenstern; das Auge des Kunden schweifte über die langen Bücherregale, die in den einzelnen Stockwerken aufgebaut waren. Aneinandergereiht hätte die Länge der Regale über viereinhalb Kilometer ausgemacht; eine viertel Million Bände waren hier aufgestapelt.

Die Albertina

Als bunte Farbtupfen hoben sich gegen die grünen Laubkulissen die Mützen und Stürme der Verbindungsstudenten heraus. Ein reges



Die Universität

Das in den Jahren 1856 bis 1862 nach Plänen von August Stüler auf dem Paradeplatz aufgeführte Universitätsgebäude war ein Backsteinbau mit Terrakotten. Es verband den Charakter norddeutscher Renaissance mit oberitalienischen Baumotiven. In die Fassade war das Standbild von Herzog Albrecht, des Gründers der Universität, eingefügt. Vor der Front mit dem Säulengang erhob sich das Reiterdenkmal Friedrich Wilhelm III. Unsere Aufnahme zeigt den Paradeplatz vor der in den zwanziger Jahren erfolgten Umgestaltung. Damals standen dort noch die Fliederbüsche, von denen Agnes Miegel schreibt: „Jedem haben die braunen, sandfeuchten Hände gejuckt, einmal, bloß ein einziges Mal ein Hüschen von dem herrlichen, mandelduftenden Flieder der alten Gebüsche zu reißeln!“

gen und künstlerischen Bestrebungen und das Lebensgefühl der Bewohner in der Haupt- und Residenzstadt durch vier Jahrhunderte hindurch.

Tierhetzen hinter dem Lustgarten

Das Gebiet des späteren Paradeplatzes lag gegen Ende des Mittelalters vor der Umwallung der Stadt. Noch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sperrte die von der Gegend der oberen Kantstraße über die Junkerstraße zum Schloßteich führende Mauer der „Burgfreiheit“ den Weg. Den nächsten Durchlaß gewährte das Junkergässchen. In der Junkergasse hatten die Räte und Beamten des herzoglichen Hofes ihre Wohnungen. Hier richteten die Händler ihre Verkaufsstände ein; sie wurden somit die Vorfahren der angesehenen Firmen, die später in der gleichen Gegend ihre komfortablen Geschäftshäuser unterhielten.

Zwischen dem Steindammer Kirchenplatz und den Fließstraßen, an denen noch ein liebliches Bächlein entlangsprudelte, lag der „Lustgarten“, zu dem nur die Hofgesellschaft Zutritt hatte. Da es die Herrschaften als lästig empfanden, ständig begafft zu werden, war es den umwohn-

gereizt worden waren. Beliebt war die Schannummer: Bär gegen Stier. Mit der Verfeinerung der Sitten unter dem Einfluß der Aufklärung im Zeitalter Friedrichs des Großen schwand auch der Geschmack an derartigen blutigen Tiermißhandlungen; sie wurden 1744 verboten.

Linde mit Galerien

Auf dem Paradeplatz wuchsen immer schon Bäume. Die Laubkronen der hohen Linden und Kastanien vereinigten sich im Sommer zu einem dichten grünen Band, das sich im Herbst in Rot und Gelb wandelte. Die Urwaldriesen, die einstmals hier ihre mächtigen Zweige ausstreckten, haben schon unsere Urgroßeltern nicht mehr gekannt. Um das Jahr 1700 stand noch eine uralte Linde, deren Stammumfang etwa 9,5 Meter betragen haben soll. In ihrem Geäst waren fünf Galerien übereinander angebracht, die vom Boden her durch hölzerne Säulen gestützt wurden. Der Kanzler von Kreytzer hatte den originellen Einfall, hoch oben, auf der ersten Galerie, 1697 den Landesherrn und sein engeres Gefolge festlich zu bewirten. Der hohe Gast war Kurfürst Friedrich III., der vier Jahre darauf sich in der Schloßkirche zum ersten König in Preußen krönte. Zu jener Zeit kleideten sich die Hofkavaliere im gravitätischen Ernst des Hochbarock, stülpten auf ihr Haupt eine mächtige, lockenwallende Allongeperücke und trugen einen eng taillierten, langschößigen, mit Gold und Silber gestickten Samtrock. Es muß ein seltsamer Anblick gewesen sein, diese zu einer derartigen Kletterpartie so unzweckmäßig wie möglich angezogene Gesellschaft in den Wipfeln der Linde tafeln zu sehen.

In den Zwanzigerjahren unseres Jahrhunderts wurde eine Bresche in den Baumbestand auf dem Paradeplatz geschlagen; die doppelte Kastanienreihe am Straßendamm wurde niedergelegt. Diese Maßnahme, durch die ein ungehinderter Blick auf die Universität gewonnen wurde, fand durchaus nicht die Zustimmung der Königsberger, die den geopferten Bäumen nachtrauerten. Erst allmählich verstummte die Kritik. Führte man gegenüber älteren Königsbergern als verständliches Argument ins Treffen, daß der Paradeplatz doch weit großzügiger als zuvor wirken würde, so erhielt man die ablehnende Antwort: „Aber die Kastanien sind hin!“

An jedem Mittwoch und Sonntag vormittag war „Platzmusik“ auf dem Paradeplatz. Abwechselnd spielten die Musikkorps der selbständigen Königsberger Truppenteile und der Polizei. Das Publikum strömte in Scharen herbei, sowie die Trompeten und Waldhörner die Rhythmen von Marsch- und Walzweisen aufklingen ließen. Diese Militärkonzerte waren ein Ueberbleibsel aus der Zeit, als wirklich noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein Soldaten



Reiterdenkmal Friedrich Wilhelm III.

Reliefbilder, die in den Sockel eingelassen waren, erinnerten an die preußische Wiedergeburt nach 1807 und die Befreiungskriege. Die Granaten verschonten das Denkmal. Es stand nach dem Fall Königsberg unbeschädigt inmitten der Ruinen.

Aufnahme: Horst Sack



Die Fassade des Stadttheaters

1809 wurde das Theatergebäude mit einer Festvorstellung, der auch die Königin Luise bewohnte, eröffnet. Seit etwa 1925 war es als Opernhaus ausschließlich für das Musik-Theater bestimmt. Das Regendach vor dem Haupteingang war in unseren Tagen in eine gefälliger Form gebracht worden.

hat in den 136 Jahren seines Bestehens Generationen von Königsbergern eine Daseinsberechtigung durch die Fülle seiner Darbietungen gebracht. Von außen betrachtet erschien es recht reizlos. Wer aber zum ersten Mal den in Weiß und Gold gehaltenen Zuschauerraum betrat, war über die Anordnung der Ränge und Logen sowie über seine Größe überrascht. Die Bühne selbst mit ihren 12,50 Meter Proszeniumöffnung war eine der geräumigsten Deutschlands.

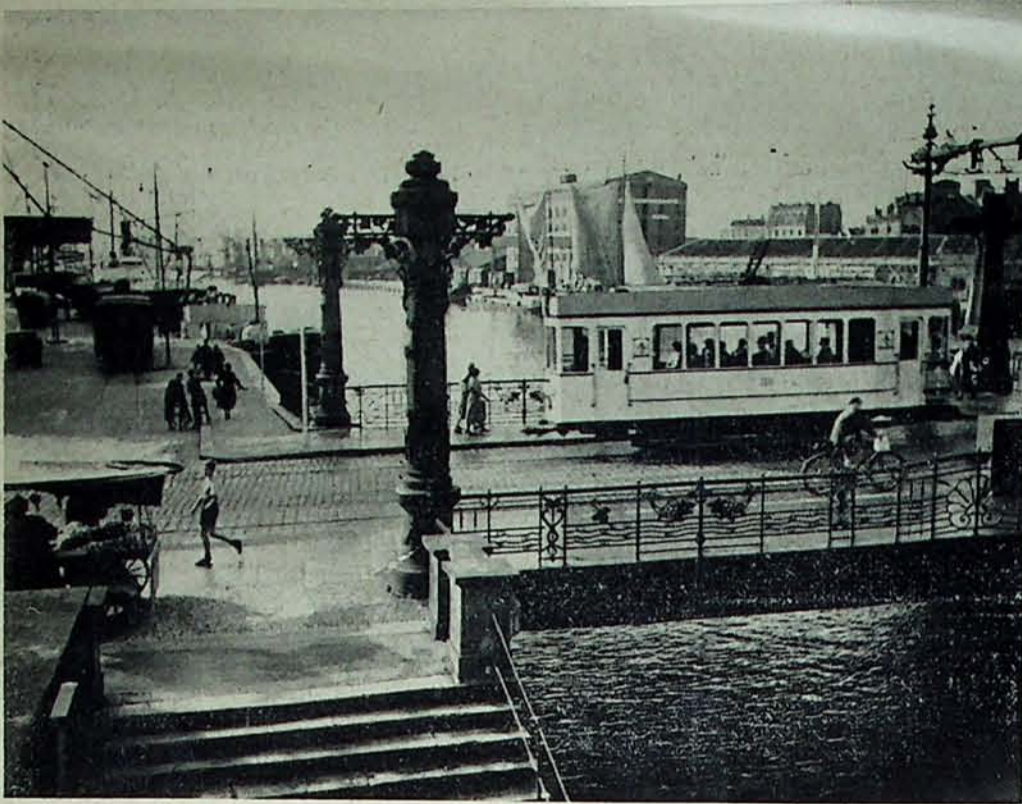
Es sollen hier nicht die Leistungen der Künstler gewürdigt werden, die an dieser Bühne gewirkt haben. Eine Reihe berühmter Dirigenten, Sänger und Schauspieler begann ihre Laufbahn in Königsberg. In den letzten Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg war der Bau als Opernhaus ausschließlich dem Musiktheater vorbehalten; die Oper und ihre heitere Schwester, die Operette, hatten hier eine Heimstätte. Besucherorganisationen füllten zum größten Teil das Haus, und mit regem Interesse verfolgte das Publikum den Spielplan.

Ein gepflegtes gesellschaftliches Bild entfaltete sich an den großen Opernabenden. Die herrliche Raumakustik des Hauses unterstützte die Klangwirkung des Orchesterkörpers. Ein

Verbindungsleben herrschte in der alten Universitätsstadt, und an akademischen Festtagen führen die Chargierten am Universitätsgebäude vor. Dieses Bild paßte in eine Zeit, in der noch bunte Uniformen mit glitzernden Knöpfen und funkelnden Helmen getragen wurden, und die Damenwelt Seidenrüschen und Pleureusenhüte mit vollen Straußenfedern liebte. Unsere Zeit ist nüchterner und sachlicher.

Den würdigen Abschluß gab dem Paradeplatz erst der Bau der Universität. Leider ist die ursprüngliche Absicht des verantwortlichen Architekten August Stüler, den gesamten Platz mit Arkaden einzufassen, der hohen Kosten wegen nicht ausgeführt worden. 1862 konnte die Einweihung des Gebäudes erfolgen. Es war für vier- bis fünfhundert Studenten berechnet; in die Jahrhundertwende waren es tausend; 1924, bei der zweihundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages von Immanuel Kant, zweitausend, und später verdoppelte sich sogar diese Zahl. Es mußte 1928 eine Vergrößerung des Hauptgebäudes erfolgen. Baurat Lillenthal leitete den Erweiterungsbau, der den Willen zu zeitgemäßen Bauformen aufwies. Große plastischen bedeutender Männer aus der Geschichte Ost-

Ausblick von der Grünen Brücke



In unseren Tagen stand das „Grüne Tor“ nicht mehr, durch das früher die Kneiphöfer in Königsberg auf die „Grüne Brücke“ und von dieser in die Vorstadt sich begaben. In der Turmstube des Grünen Tores saß damals ein Stadtpfeifer, der täglich zur Zeit der Börse den Kaufleuten, die zur Börse ein- und ausgingen, ein Mittagskonzert zum besten gab. Das ließ sich freilich in keiner Weise mit den Börsenkonzerten vergleichen, die in unseren Jahren in der neuen Börse veranstaltet wurden.

Das Grüne Tor stand längst nicht mehr, als wir selber noch Knaben waren. Aber die Grüne Brücke war geliebt und mit ihr ein merkwürdiger Zauber, der uns immer wieder zu ihr hinzog, bei Tage und bei Nacht. Es war gewiß nicht der Pregel, der es uns angetan hatte; den überspannten außerdem noch sechs andere Brücken. Und es ist schwer zu erklären, was es eigentlich war, das der Grünen Brücke ihr Besonderes verlieh.

Auch vor ihr gab es das Schauspiel, das sich in Königsberg an allen Brücken über den Pregel wiederholte. Die Brücke wurde „aufgezogen“, wollten Schiffe unter ihr durch, deren Masten oder Borde zu hoch für sie waren. (Die kleinen Schlepper duckten einfach ihre Schornsteine weg, sie knickten sie nach hinten ab.) Das ergab dann bei der Grünen Brücke, die mitten in einer Hauptstraße lag, ein Wechsel-Bild. Wenn sie „aufgezogen“ war, dann ging der ganze Verkehr, auch der der Straßenbahn, über die Kötterbrücke auf der anderen Seite der Börse. Und umgekehrt: hob diese ihre breiten Platten in die Höhe auf, dann eilte man auf dem Umweg durch die Börsenstraße oder über den „Junkergraben“ zu der Grünen Brücke hin.

Auf der Grünen Brücke zu stehen, bei Tage, am Abend, in einer milden Nacht, was war das doch reizvoll! Nach Osten gewandt, sah man über das kleine, kurze Idyll zwischen der steinernen Börse und den Linden des „Junkergraben“, über die Kötterbrücke hinweg an den Rückseiten der alten Häuser der Magisterstraße, an der Engen Pforte entlang bis zum Viereck des Blauen Turms, und quer, im Hintergrunde, grünten die anderen, die Linden der Lindenstraße. Von dort her kamen freilich nur kleinere Schiffe; die großen liefen im nördlicheren Pregel am Fischmarkt vorbei bis ins Hundegatt hinein.

Aber drehte man sich um auf der Grünen Brücke und hielt man die Augen nach Westen gerichtet, so schoben sich vom Hundegatt auch größere Schiffe in den nun breiteren Fluß, auf dem sie durch den „Engpaß“ der Eisenbahnbrücke, deren eines ihrer Endteile ausgeschwungen werden konnte, weiter ihren Weg zum Frischen Hafte hin nahmen, durch den See-Kanal Pillau und die Ostsee zu erreichen. Und es steuerten am Abend auch vom Westen her kommend, große Schiffe in umgekehrter Richtung vom Hafte in das Hundegatt herein.

Was aber flitzte dann einmal so schnell und so schnell, so klein und so keck über das Wasser da unten unter der Brücke hindurch? Eine flatternde Flagge steckte schräg nach hinten hin. Wie Pfeile so schlank schossen die Boote der Ruderer dahin, die in hellem Dreß von ihren Bootshäusern her schon mit Eifer trainierten, um später bei der Regatta auf der Rennstrecke vor Holstein wenn möglich als Sieger durch die Ziellinie zu gehen.

Ohne Frage: der mächtige Steinbau der Börse zog den Blick immer wieder zu den breit gelagerten Stufen der Treppe, zu den Löwen, die ihre Schilde mit den Wappen vor sich hielten. Aber lieber noch wandte sich der Blick nach Westen, dorthin, wo auf der anderen Seite des Hundegatts die Reihen der Speicher mit den Bändern ihres Fachwerks, mit den „Nasen“ vor ihren Giebeln, einer immer dicht an den anderen gerückt, jeder schmaler und ergeben, wie von Träumen der Vergangenheit umwoben erschienen. Der ganze Reichtum der Königsberger Kaufmannschaft lag hier für den sinnenden Blick in einem Sinnbild aufgestapelt. Und kaum ein anderer Anblick erschütterte mich so, als ich 1944 nach den Fliegerangriffen am Ende des August die Stadt durchwanderte, wie der Blick von der

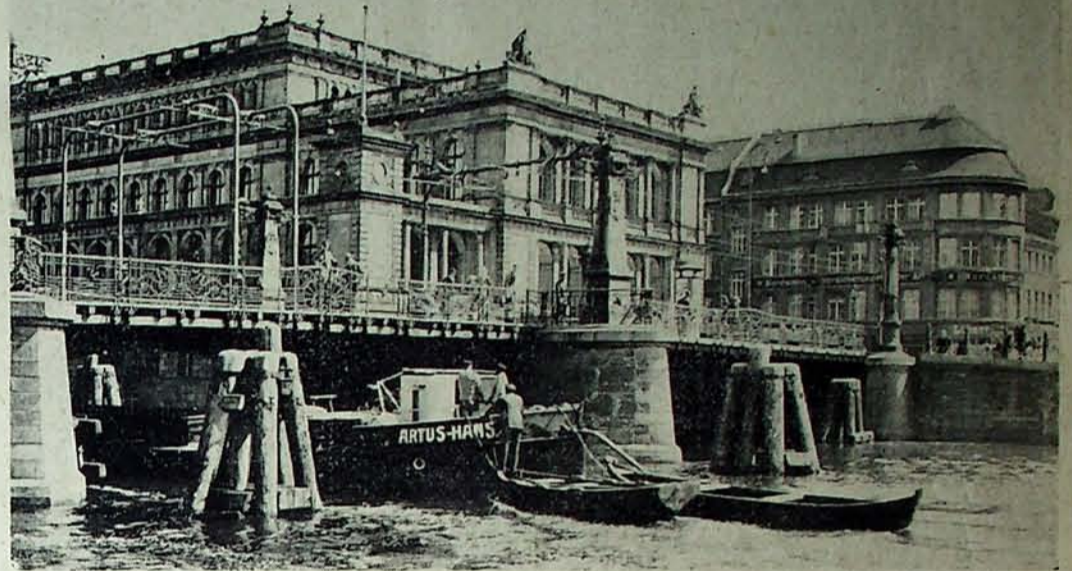
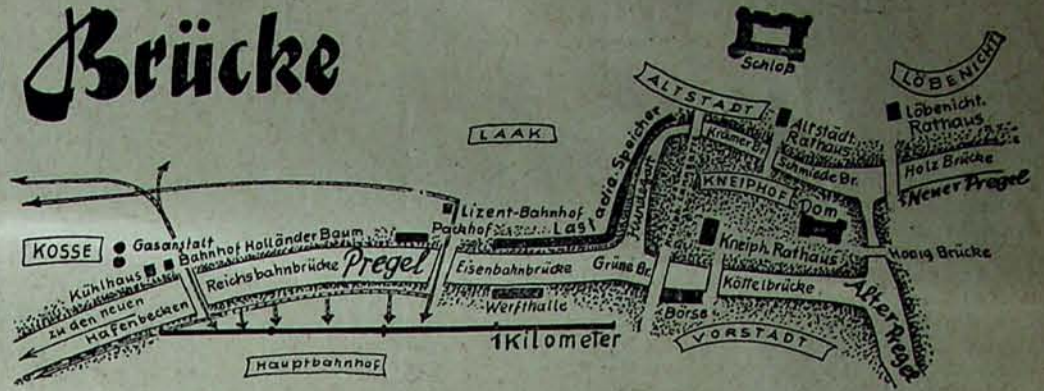
Grünen Brücke auf die Lastadie zu: eine einzige Ode, eine verwüstete Stadt; nicht einer der Speicher mehr — man sah bis zum Turme der Luisenkirche ...

Doch denken wir wieder an die freundlichen Bilder jener Vergangenheit, die einmal unsere Kindheit war! Da gab es, sahen wir von der Grünen Brücke nach Westen, die Fähren, die den Pregel überquerten. Die eine, die kleinere, fuhr von der Ecke der Kaistraße zu den Speichern hinüber. Doch die, die wir meinten, war die große, so groß — in der vergrößernden Erinnerung — wie die Fährschiffe auf der Alster. Diese „große“ Fähre lief etwas weiter nach der alten Eisenbahnbrücke hin, etwa von dem Ausgang des Neuen Grabens hinüber zu den Schuppen auf der Südseite des Flusses. Wie oft sind wir als „Knaben“ zu unserem Vergnügen, mit dieser „großen“ Fähre so und so viele Male über den Pregel hin- und hergefahren!

Und unmittelbar an der Grünen Brücke, auf der Westseite von ihr, lag das breite Floß mit seiner „Hütte“ darauf. Hier erwarteten die kleinen, schmucken „Haffkreuzer“ bereit und gefällig die ausflugslustigen Menschen, die an schönen Sommertagen oder auch noch im Herbst eine „Reise“ nach Peyse, nach Zimmerbude oder Groß-Heydekrug unternahmen wollten oder weiter bis nach Pillau oder südwärts — „denken Sie sich: über das ganze Frische Haff!“ — bis zum „Schwarzen Walfisch“ in Kahlberg. Was war das für ein sorglos fröhliches Leben auf diesen kleinen Dampfem, die erst spät, oft in der Nacht, mit Lampions an Bord und bei Mondschein — wenn er schien —, mit selig singenden, schwärmenden Gästen auf allen ihren Decks ihre Leinen, um festzumachen, wieder auf das Floß an der Grünen Brücke warfen!

Wir finden heute keine Brücke zur Grünen Brücke mehr hin, keine in der Wirklichkeit. Doch wir sehen sie noch vor uns, so als stünden wir noch einmal an dem eisernen Geländer und griffen, wie damals, als wir tatsächlich es taten, nach einem kleinen, dort hängengebliebenen, blauen Kinderluftballon; doch in dem Augenblick, in dem wir ihn von einem eisernen Haken abgelöst hatten, hob ihn, noch ehe wir uns dessen versahen, schon ein Windstoß auf der ihn weit über den Pregel und hoch in die Luft enttrug, bis er bald uns entschwand.

Karl Herbert Kühn



IM LASTADIENVIERTEL

Es ist ein Städtlein mitten in der Stadt. Da sind die Häuser nächstens menschenleer — Mit blinden Augen stehn sie altersschwer Und starren dunkel hin auf Fluß und Gatt.

Das ist die Stadt der alten Pregel Speicher — Nach einstigem Handelsbrauch steht noch in ihren Getreuen Mauern Name und Sandsteinbild —

Die bunten Fachwerkwände ragen platt In stummen Reihn wie ein versteinertes Heer — In ihrer Spitzdachhelme starren Meer Sinkt still der Sichelmond und flimmert matt.

Doch tönt am Tag ihr Leben desto reicher, Wenn durch die Luken und die breiten Türen Hinaus, hinein die Frucht des Landes quillt.

Walter Scheffler



Zu den Bildern
Oben links:
Links sieht man das vorstädtliche, rechts das Lastadie-Ufer

Oben rechts:
Die Börse

Mitte:
Fachwerkspeicher auf der Lastadie am Hundegatt

Unten:
Dies Bild vom Fischmarkt beherrscht der Schloßturm

Aufnahmen:
Erika Schmauss/Bavaria, Schöning, Behrendt, Bildarchiv L. M. O.

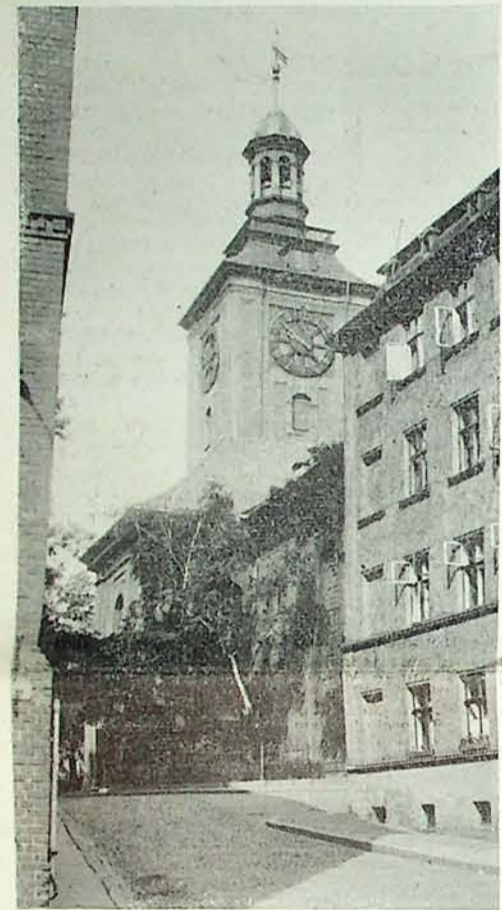


Türme über Königsberg

Von Karl Herbert Kühn

Zwischen flachen Uferwiesen und Feldern fährt ein Segelkahn den Pregel hinunter. Er fährt ganz gemächlich. Seine Fracht sind Kartoffeln, blaubleiche Kartoffeln aus dem Großen Moosbruch. In Liep gleitet er an der Zellstofffabrik, dem Werk Sackheim vorüber. Bald erhebt sich der Wall, der einst die Festung Königsberg umzog. Lagerplätze, die Häuser der Sackheimer Hinterstraße — man tauft sie bald Gebauerstraße — liegen zur Rechten. Die mächtige Kuppel der barocken Propsteikirche schwingt sich dort auf, ehe sich das gleichmäßige Rechteck eines Marktplatzes öffnet: es ist der schräg zum Flusse sich neigende Neue Markt. Aber höher als Kuppel und Dächer umher steigt der Turm in den Himmel, dessen schlanker hoher Lichtbogenaufsatz in der frischen, von Osten her wehenden Luft, über der Stadt auf dem Berge — so scheint es — schwebt. Es ist wirklich ein Berg, auf dem die Kirche dort steht, und die erste Löbenichtkirche trug daher den klangvollen Namen „Sankt Barbara auf dem Berge“.

Die in der Sonne des hellen Vormittags erglänzende Holzbrücke schlägt nun ihre eisernen Klappen, zwei steile Flügel, zu beiden Seiten in die Höhe. Der Segelkahn kann seinen Mast nicht



Die Löbenichtskirche

kippen, die kleinen geschwinden Dampfer sind besser dran, denn ihre runden Schornsteine können mit wenigen Handgriffen umgelegt werden. Mit anderen Kahnern, die sich hier angesammelt haben, fährt das Boot durch den Engpaß hindurch. Bald legt der Schiffer dann zur Linken an der vertrauten Stelle nahe der Lindenstraße an. Er sieht, indem er festmacht, einmal über den schräg gegenüberliegenden Fischmarkt, auf die Rückseite der alten, doch nun hell überschienenen Häuser der Altstadt, die an der Hökerstraße stehen; oben, dort oben, von der Spitze des den Umkreis weit und breit beherrschenden Schloßturms herunter, blinkt das Kreuz über der Wetterfahne mit dem gestanzten Adler.

Soeben ist ein Eilzug von Elbing her in der breitgewölbten Halle des Hauptbahnhofs eingelaufen. Ein Reisender, der in jener Stadt seine Fahrt von Berlin für einen Tag unterbrach, schreitet ohne Hast durch den Tunnel unter den Bahnsteigen, durch die Halle mit den Schaltern durch eine der Türen des Ausgangs zur Stadt hindurch. Er ist nach Jahren zum erstenmal wieder in Königsberg. Wie sich der Hauptbahnhof verändert hat! Das war doch früher ein Kopfbahnhof, alt und verräuchert. Und heute: welche Weite, wie hoch und wie hell!

Nun tritt er auf die Straße. Das ist... überlegt er... Ist das der Haberberger Grund? Hier standen doch ehemals die Kasernen des 52. Feldartillerieregiments, Ställe und Schuppen. Hier baute sich doch einmal, in seinen großen Wandertagen, der Münchener Zirkus Carl Crone mit seinem Riesen-Dreimasten-Zelt, mit drei Manege- und zwei Bühnen auf?

Der Reisende überblickt prüfend den geräumigen Platz vor dem Bahnhof mit der weiten, sinnvoll aufgeteilten Fläche. Da ist Atem darin. Und die Gleise der Straßenbahn, — wie sie den Platz in weitausholenden, offenen Bogen umschwingen und erreichen, durchschneiden und verlassen! Hier ist Großstadt. Das ist das erste, was der Reisende spürt.

Doch dann hebt er unwillkürlich die Augen zu der Höhe, die den Platz abschließt. Eine mächtige Kirche: ihr Dach, ihr Turm. Ja, nun erkennt er sie. Gewiß. Die Kirche des Haberbergs, des Haberbergirges, wie der Volksmund gern spotet. Dieser Turm, der von der Höhe bis zum Himmel hinaufragt, als wollte er ihn tragen, und der goldene Engel, ein Wächter vor dem himm-

lischen Tore, erhebt die goldene Trompete, den Torhüter zu rufen.

Noch umfängen von dem neuen, unvermutheten Bilde, begibt sich der Ankommende, langsam, in Gedanken, zu der Höhe hinauf, bis er oben an der Stelle steht, an der sich vom Oberhaberberg die Kronenstraße in die Vorstadt hinuntersenkt. Sein Blick überwandert die lange Straße ihm zu Füßen, die Langgassen durch, die der Vorstadt, die des Kneiphofs. Beim Weitergehen nimmt er den engen, wie zusammengedrückten Zugang zum Kaiser-Wilhelm-Platz gewahr, und dann dort, ganz zum Schluß, die Gestalt des Königs in dem faltenreichen Mantel, die Krone auf dem Haupt, in der Hand das lange Schwert, mit dem er zum Himmel zeigt, so, als würde er noch immer vor dem Altar in der Schloßkirche. Und über dem Denkmal steigt schlank der rötliche Turm des Schlosses empor.

Vom Westen, von Pillau her, steuert am Ende des Seekanals, nahe bei dem Schloß Holstein, am späten Nachmittag geruhig ein großes Schiff in den Pregel. Es ist ein Frachter. Auf seinem Spiegel steht im Bogen sein Name und darunter, in waagerechter Zeile, der Hafen, in dem er zu Hause ist. Der liegt fern, in einem anderen Land.

Der Kapitän, der viele Meere unterm Himmel gesehen hat, viele Häfen der Welt, blickt hinüber zu der Stadt, vor der er, in einem Hafenbecken an hohen weißen Silos, bald vor Anker gehen wird. Er braucht nicht lange zu suchen. Schon findet er den Turm, der ihm als erster dort drüben am jenseitigen Ufer von einer Höhe herüberwinkt. Er legt die Hand an die Mütze, grüßt ihn und mit ihm die Stadt. So hat er immer gehalten, in welchen Häfen er auch fuhr. Ob es der „Zuckerhut“ vor Rio, ob es die Statue der Freiheit in der Einfahrt nach New York, ob es der „Michel“ in Hamburg war, — es gibt überall ein erstes, schon weithin sichtbares Wahrzeichen der Stadt. Hier ist es gleichsam der „Michel“ von Königsberg, der Turm der Neu-



Unvergeßliche Silhouette von Königsberg: Mahnend recken die Türme ihre Gestalt in den Himmel, die Altstädtliche Kirche (links), der Schloßturm (in der Mitte) und die Steindammer Kirche (rechts)

... doch noch ein anderer Turm, einer, der spitz, nun ein Schatten fast, hinaufsteigt, mitten aus der Stadt hinaus. „Das ist der Turm überm Schloß.“ Doch kaum hört es noch der Kapitän. Er ist jetzt schon dabei, sein Schiff in das Hafenbecken hinein zu manövrieren.

Das war ein sommerheller Tag überm ostpreussischen Land. Ein Flugzeug kreiste über das ganze Land. Die Felder und Flüsse, die Wälder und Seen, die Dörfer und Städte, so tief und so klein, als hätte sie die Hand eines gutmütigen Riesen als Spielzeug dort unten auf die Erde verstreut. Der Schimmer überm Land, die Weite bis zum Meer boten sich den Augen der unentwegt Schauenden.

Als der Flug dann endet, als sich der schwebende Vogel aus der Höhe allmählich zur Landung senkt, auf das Rollfeld von Devau hin, erschaut der Fluggast durch das Fenster der Kabine zuletzt noch einen Ausblick, der ihn auch diesmal, wie früher schon, wie ein Zauberbild anzieht: der Abend ist gekommen, er legt seine Schleier über die Straßen der Stadt, Königsberg versinkt in die Schatten der Dämmerung; Lichter glühen auf, Fenster um Fenster; doch dort hinten, überm Wasser vom Haff und vom Meer, flammt noch breit und rot die Sonne herüber; nun erfährt sie nur die Spitze des Schloßturms noch, die äußerste Spitze, daß man meint, sie verbrenne in diesem Feuer um sie. Und einmal

erglimmt, über der Insel des Kneiphofs, für einen Augenblick nur, der runde Knauf überm Helm des Domturms.

Das Flugzeug ist gelandet. Der Fluggast fährt zum Durch die Königsallee, um das Königstor herum, die Königstraße hin, über den Roßgärtner Markt. Soeben biegt der Wagen vom Gesecusplatz ab. Aus der Höhe, vom Turm, tönt es aus dem Mund der Posaunen, und es begleitet die Fahrt durch alle Straßen noch mit, bis hinaus auf die Hüfen und bis zum kleinen, sich spitzenden Turm der Kirche, die den Park und seine Bäume bei Luisenwahl bewacht: „Nun ruhen alle Wälder.“

Es ist 1944. Ein Tag im September. Einer geht hin, sein Königsberg zu sehen. Nun, nach den Bränden, die sie vom Himmel darauf warfen. Er sucht seine Türme, Stümpfe — Stümpfe —. Dort überm Löbenicht — dort im Neuroßgarten — auf dem Haberberg dort —. Und nur der eine noch steht, ob seine Fenster auch leer, ob seine Mauern auch geschwärzt sind von dem Rauch, der mit den Flammen durch die Fenster herausquoll: der Turm überm Schlosse — über den Trümmern des Schlosses...

Im Jahre 1958. Der dies schreibt, hat gerade das Ostpreußenblatt in der Hand, eine Ausgabe vom vorigen Jahr. An einer Stelle liest er noch einmal: „Der Schloßturm in Königsberg mußte gesprengt werden, da er, wie die sowjetische Stadtverwaltung dazu erklärt, einzustürzen drohte. Doch wurden, wie man hört, für die Herabholung der Glocken, die noch immer in ihm hingen, Prämien ausgesetzt. Vielleicht war dies der Grund der Sprengung.“

So sanken sie hin, alle die Türme. Und niemand mehr findet sie.

Der Fisch über dem Dom

Die Wetterfahne auf dem Turm des Königsberger Domes hatte die Gestalt eines fischähnlichen Ungeheuers. Ernst August Hagen bezeichnete es in seiner 1835 erschienenen Geschichte der Domkirche zu Königsberg als eine „Sirene“. Die Sirenen der Tierwelt sind pflanzenfressende Wale. Die bis über fünf Meter langen Tiere haben eine plumpe Form, eine wulstige Schnauze und einen großen, halbmondförmig endenden Schwanz.

Warum setzte man einen so riesigen Fischleib über den Turmknauf des Domes? Hagen deutet das als einen Hinweis auf die Nähe der Ostseeküste, an der der Heilige Adalbert, der Apostel Preußens, den Märtyrertod gefunden hat. Eine andere Erklärung ist diese: die Wetterfahne erinnerte an den Walfisch, der den Propheten Jonas verschlang und auf Befehl Gottes wieder freigab, weil der Geprüfte sich stark im Glauben erwies. Das Motiv des Jonas mit dem Walfisch findet sich auf einer Speichermarke auf der Königsberger Lastadie, als Vorbild für die Seeleute.



Die Haberberger Kirche

Das „Blutgericht“ in Königsberg

(Ostpreußen)

Es gibt vier alte und vorzügliche Weinhäuser zwischen Tilsit, der bestbekanntesten Käsestadt und Trier, der weltberühmten Weinstadt; drei von diesen Weinhäusern, die alle in Kellern gelegen sind, fanden den Weg in die deutsche Poesie! Der „Ratskeller“ in Bremen, in dem Hauff seine „Phantasie“ schrieb, „Auerbachs Keller“ in Leipzig, den Goethes „Faust“ zum Weltruhm brachte. „Lutter & Wegners Keller“ in Berlin, wo E. T. A. Hoffmann mehr zu Hause als Gast war, und endlich — aber nicht zuletzt, das „Blutgericht“ in Königsberg, im alten Schloß des Ritterordens, welches später in das königliche Schloß umgewandelt wurde. Dieser letztgenannte Ort ist älter als die drei anderen, aber der goldene Finger der Poesie hat ihn nicht berührt, obgleich mancherlei Dichter Gäste in seinen Mauern waren.

Wie erhielt nun das „Blutgericht“ seinen grausamen Namen? Ein Name, der an die „Inquisition“ Karls d. V. erinnert. Mag sein, daß die Geschichte sich wie folgt entwickelt hat. Im Jahre 1823 wandelten die Inhaber des Geschäfts die Firma David Schindelmeisser in eine Handelsgesellschaft um, zusammen mit einigen anderen Handelsherren, unter denen sich auch der Handelsrat Richter befand. Dieser Name bedeutet „Richter“ auf englisch. Es ist möglich, daß Richter mit dem Blut der Reben in Verbindung gebracht wurde und als Ergebnis „Blutgericht“ entstand. Wenn diese Auslegung zu recht besteht, so würde die Sage, als ob in den Räumen Gefangene gemartert worden wären, welche Bezeichnung noch heute einem Gastraum erhalten ist — bekannt als Marterkammer — zerstreut sein.

Die Gründer der alten Burg waren die Ritter des Deutschen Ordens, die ursprünglich vom Rhein kamen und sich später hier ansiedelten und ihre Burgen in Ostpreußen bauten. Als Männer vom Rhein waren sie Freunde eines guten Tropfen Weines. Es geht die Sage, daß einer ihrer berühmtesten Führer Winrich von Kniprode (1351—1382) am Tage seiner Wahl jeden Gast veranlaßte, einen Humpen Wein auszutrinken,

der nicht weniger als acht Flaschen enthielt. Die „Keller“, die Gasträume, sind durch eine sehr breite Treppe, die vom Schloßhof hinunterführt, zu erreichen. Zuerst kommt der Hauptraum. Ein Dämmerlicht herrscht im Raum und erhellt kaum die durch das Alter gedunkelten Wände. Hier hat das geschäftige Leben der Außenwelt sein Recht verloren, hier schlummert die Zeit. Zwei alte Segelschiffe aus der Zeit der Hansa sind an der Decke angebracht, sie erinnern an die Zeit, als noch die Hansa in Verbindung stand mit den belgischen Küstenstädten und der alten Stadt Wisby auf der Insel Gotland.

Dann kommt die „Marterkammer“, die begehrteste Trinkecke in dem alten viereckigen Gebäude. Man sagt, daß noch Geister in dieser Ecke hausen.

Das „Blutgericht“ hat zwei Arten von reservierten Tafeln, sogenannte „Stammtische“. Ein Teil ist noch besetzt, aber von dem anderen Teil, einstmals stark belebt, sind die Gäste dahin. Einer von den letzteren Tischen ist ein Tisch im „Remter“ — einige Stufen höher gelegen. Hier halten 6 ausgestopfte Eulen mit Staub bedeckt, Wacht für die toten Gäste. Ein anderer Tisch der gleichen Art ist der „Glockentisch“ im Hauptraum. Hier müssen die Gelehrten des Weines gesessen haben zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, kurz nach der Eröffnung des Blutgerichts, denn es ist ein Bild zu sehen, welches jetzt im Büro des Mitinhabers des Blutgerichts, Herrn Karl Matzdorf, hängt, auf dem mehrere Personen voll des süßen Weines um den Glockentisch gruppiert sind. Die anderen Tische auf dem Bild zeigen Offiziere, Studenten und Bürger aus der Zeit der langen Röcke (Regenmäntel) und der schwalbenschwanzartigen Uniformen. Und zu jener Zeit — still, man sage es nicht zu laut —, wurde auch Musik gemacht in diesen Räumen. Es war dies getreu dem damaligen romantischen Stile der Zeit. Ein Mädchen steht auf der Treppe, die zum Glockentisch führt, und spielt die Harfe. Sie wird von einem Mann begleitet, der den Baß spielt. Möglich, daß sie einen Sang aus

dem „Freischütz“ vortrug, vor dem sich zu damaliger Zeit ganz Europa beugte. Aber das Mädchen ist die einzige Frau auf dem Bild. Zu jener Zeit war das Trinken ein Privileg des Mannes. Gut, die Zeit hat sich geändert, jene Männer genossen fast nur rote Weine, in erster Linie Bordeaux. Erst in letzter Zeit erobert sich der Wein der Mosel den Norden.

In Königsberg kann der mit dem „Blutgericht“ verbundene Weinhandel namentlich während der Leitung des Herrn Matzdorf darauf stolz sein, daß er den Weg gebahnt hat für den Moselwein in Ostpreußen und dadurch einen wirtschaftlichen Erfolg erwirkte zugunsten der Weinbauern und Weinhändler im Moseltal. Die ständigen Gäste, Besucher der Stammtische, haben zumeist vom Bordeaux zur Mosel gewechselt. Und die Männer, die das Glas von diesen Tischen heben, sind keineswegs Richter im Sinne der Zeit, als noch die Marterkammer gefürchtet wurde. Sie mögen eher verglichen werden mit den Richtern der griechischen Unterwelt, die die frommen Seelen in die Felder Elysiums führten. Sie sind nicht Glieder eines „geheimen Gerichts“, sondern sie halten ihre Sitzungen öffentlich ab, wo die Blumen blühen, die Blumen des Weines.

Das Ganze liegt im ältesten Teil der Burg, im nördlichen Flügel. Deshalb ist das „Blutgericht“ ein zum Schloß gehörender Teil, der davon nicht getrennt werden kann. In den gewaltigen Gewölben mit den gewölbten Decken und spitzen Bogen müssen schon zu der Zeit, als noch die Ritter des Deutschen Ordens diesen Landstreifen beherrschten, große Fässer mit Rheinwein gelagert worden sein. Aber wenn sie sparen wollten, begnügten sie sich vielleicht auch mit dem einfachen Wein, der in der Gegend der Stadt Thorn wuchs. Der Komtur von Koblenz war der Vermittler zwischen den rheinischen Weinbauern und dem Ritterorden. Im Januar des Jahres 1400 zahlte Konrad von Jungingen, der Großkomtur des Ordens an den Komtur von Koblenz 400 Lübecker Gulden für 12 000 Liter Wein. Sein deutscher Diener, der den Transport lei-

tete, erhielt 35 Ungarische Gulden und 2 Preußische Mark als Vergütung. Die Eintragungen in den Büchern des Zahlmeisters zeigen, daß ähnliche Transporte auch in den folgenden Jahren ausgeführt wurden.

Das „Blutgericht“ ist besonders beliebt bei den Studenten, die sich hier immer am Morgen nach großen studentischen Feiern treffen. Und besonders die sogenannten Auswärtigen, die Königsberg in der Sommerzeit durchschwärmen, steigen die Stufen hinab zum „Blutgericht“. — Was wußte die Welt früher von Königsberg? Aber heute ist es genau so, wie es in den Tagen des Ritterordens war. Königsberg ist wieder der Mittelpunkt alter deutscher Sitten und rein deutschen Lebens. Die Stadt kam wieder zum Aufleben nach einem langen tiefen Schlaf. Die alten Mauern, die den Schlummer gehütet haben, sind niedergerissen worden, und die Hupe des „Prinz Auto“ hat Königsberg die Augen geöffnet. Das „Blutgericht“ beherbergt Deutsche aus allen Teilen des Reiches — und sie loben den Wein. Ein Rheinländer fand, daß die Weine genau so gut wie am Rhein wären, — nur billiger. Und zu seiner größten Ueberraschung erfuhr er, daß das „Blutgericht“ seine Weine „ausführt“ — nach den Städten am Rhein wie Düsseldorf, Duisburg, Koblenz usw.

Nach altem deutsche Brauch muß ein guter Keller durch eine gute Küche ergänzt werden. Und hierin paßt die „Blutgericht“-Küche zum Keller vollkommen.

Erst unlängst nach Ueberwindung großer Hindernisse in der Ausführung des Baues vergrößerte der Inhaber die Küche, so daß sie sich jetzt wie ein Schmuckkästchen zeigt. Und die Königin der Küche — wenn der berühmte Feinschmecker Brillat-Savarin noch lebte, hätte er sie sicherlich nach Paris entführt. Eine ganz sonderbare Sache ereignete sich während der Vergrößerung der Küche. Ein wundervoller gespitzter Bogen und ein gotisches Fenster kamen zum Vorschein. Und ein gut bekannter Geschichtsforscher ist der Meinung, daß dieses der Haupteingang zum Schloß während der Zeit des Ritterordens gewesen sein müßte.

The "Blutgericht" in Koenigsberg (East-Prussia)

There are four old and famous wine-houses between Tilsit, the well-known East-Prussian cheese-town and Treves, the world-renowned wine-town. Three of these wine-houses, all located in cellars, found their way into German poetry. The "Ratskeller" in Bremen, in which Hauff composed his "Phantastic Stories"; "Auerbachs Cellar" in Leipzig, which Goethe's "Faust" brought to world-fame; "Lutter and Wegner's Cellar" in Berlin, where E. T. A. Hoffmann was more a roomer than a guest—and last but not least, the "Blutgericht" in Koenigsberg, in the old castle of the Teutonic Order, which was later transformed into the Royal Palace. This last named place is older than the other three, but the golden finger of poetry has not touched it yet, although many a poet was a guest within its walls.

But how did the "Blutgericht" (i. e. Star-Chamber) get its gruesome name? A name that reminds one of the "Inquisition" of Charles V. May be, the story goes as follows. In 1823 the owners of the place, the firm of David Schindelmeisser, built up a commercial company together with some other merchants, among them the Councillor of Commerce Richter. This name means "Judge" in English. It is possible that the "Judge" was brought into connection with the "Blood of the Grapes", and that the result was the "Blutgericht" (Star-Chamber). If this explanation holds good, then the horrible tale may disappear, according to which prisoners were tortured in the old tower, which still is used to-day as a guestroom, known as the "torture-chamber".

The founders of this old castle were the Knights of the Teutonic Order, who originally came from the Rhine and later settled down and built their castles in East-Prussia. As men from the Rhine, they were friends of a good drop of wine. The story goes that one of their most famous superiors, Winrich von Kniprode (1351—1382), at the day of his election made each guest drink a cup containing not less than eight bottles of wine.

The "cellars", the guest-rooms, are to be reached by a very wide staircase that leads down from the court-yard. First comes the main-room. A dim light flows through the room, the rounded walls of which are darkened by the ages. Here the busy life of the outside has no rights, here time slumbers. Two old sailing-vessels from the time of the Hanseatic League are suspended from the ceiling. They remind one of the time when the Hansa connected the Belgian coastal cities with the old town of Wisby on the island of Gothland.

Then comes the "torture-chamber", the most remote drinking-corner in the old quadrangular

tower. It is whispered, that ghosts are still hovering in that corner.

The "Blutgericht" in Koenigsberg has two kinds of reserved tables, so-called "Stammtische". One part is still in use, but of the other part, once very much alive, all guests are gone forever. One of the latter tables is

officers, students and "burghers" of the time of the long coats (the redingote) and the swallow-tailed uniforms. In those times—hush! don't say it aloud—there music was still played in these rooms. And it was performed true to the romantic style of the time. A girl stands on the steps leading to the "Bell-

under the management of Karl Matzdorf, that it paved the way for Moselle wine into East-Prussia and by this gained an economic victory for the benefit of the wine-farmers and the wine-merchants along the banks of the Moselle. The regular guests, seated at the "Stammtische" in the "Blutgericht" mostly

and cannot be separated from the rest of the castle. In the vast vaults with their arched ceilings and their pointed arches big barrels of Rhinewine must have been stored even at the time when the Knights of the Teutonic Order governed this strip of land. But, when they wanted to save, they perhaps were satisfied with simple wine that grew around the city of Thorn. The "Komtur" (Commander) of Coblenz was the middleman between the Rhenish wine-farmers and the Order. In January, 1400, Konrad von Jungingen, then Grand-Commander of the Order, paid to the Komtur of Coblenz 400 Luebeck Gulden for 12,000 liters of wine. His servant German, who took the transport in hand, got 35 Hungarian Gulden and two Prussian Marks as compensation. The entries in the books of the Paymaster show that similar transports were effected in the following years.

The "Blutgericht" is very much favored by the students, who always meet here in the morning after a great students' festival. And especially the so-called "foreigners" who swarm upon Koenigsberg in summer-time, climb down the steps to the "Blutgericht". What did the world know of Koenigsberg formerly?—But to-day it's just as it was in the days of the Order. Koenigsberg again is the centre of old German customs and German life. The city came to life again after its long, deep sleep. The old walls that guarded its slumber have been torn down, and Prince Motor-Car's Klaxon made Koenigsberg open its eyes. The "Blutgericht" harbours Germans from all parts of the Reich—and they praise the wine. A Rhinelander found out that the wine was just as good as on the Rhine—but cheaper. And to his great surprise he learned that the "Blutgericht" 'exports' its wines to—cities on the Rhine, such as Duesseldorf, Duisburg and Coblenz.

According to the old German habit, a good cellar has to be supplemented by a good kitchen. And in this the "Blutgericht's" kitchen meets its cellar perfectly. The manager only recently, after removing great obstacles in the construction of the building, enlarged the kitchen, so that it presents itself now as a "treasury-box". And the Queen of the Kitchen—if the famous gourmet, Brillat-Savarin, were still alive, he certainly would have carried her away to Paris. A very curious thing happened during the enlargement of the kitchen. A beautiful, pointed arch and a Gothic window came to light. And a well-known historian is of the opinion, that this must have been the main-entrance to the castle during the time of the Order.



The large Hall in the "Blutgericht", Koenigsberg

the table placed in the "Remter", a few steps higher than the others. Here six stuffed owls, covered with dust, hold watch over the dead guests. Another table of the same class is the "Bell-Table" in the main-room. Here the philosophers of wine must have settled down shortly after the opening of the "Blutgericht" in the beginning of the last century. For a picture is shown, which hangs now in the office of the owner of the "Blutgericht", Mr. Karl Matzdorf, and on which many a figure filled with sweet wine, grouped around the "Bell-Table", can be seen. The other tables on the picture show

Table", playing the harp. She is accompanied by a man playing the—bassoon. May be, they are rendering a song from the "Freischuetz", which at that time had all Europe on its knees. But the girl is the only woman in the picture. At those times drinking was the privilege of the man. Well, times have changed. These men imbibed almost only red wine, above all Bordeaux. Only in recent times has wine of the River Moselle conquered the North.

In Koenigsberg the wine-store, attached to the "Blutgericht", may be proud, especially

changed from the Bordeaux to the Moselle. And the men who lift the cup from these tables are by no means judges in the sense of the times when the "Star-Chamber" was feared. They may better be compared with the judges of the Greek underworld, who guided the pious souls into the Elysian fields. They are no members of a "secret court", no, they hold their sessions in the public roads, where the flowers are blooming, the flowers of wine.

The whole compound is situated in the oldest part of the castle, in the northern wing. Therefore the "Blutgericht" is a part that belongs to

Besuch in Ordenskamp

Ostpreußische Bauern gründeten
ein Dorf im Kreis Stade

„Ordenskamp“: so steht es seit einigen Wochen schwarz auf neuer, leuchtend gelber Ortstafel am Wege zwischen Schwinge und Wiepenkathen im niedersächsischen Untereibekreis Stade. Es ist ein geschlossenes Ostbauerndorf, ost- und westpreußische Bauern haben es in diesem Jahre mit Hilfe der niedersächsischen Treuhandstelle für Flüchtlingssiedlung gegründet. Zwar ist es noch keine selbständige Gemeinde, dafür ist „Ordenskamp“ noch zu klein: fünf Aufbauhöfe, ein Vollhof und drei Nebenerwerbssiedlungen, — aber es ist dennoch ein eigenständiges kleines Gemeinwesen.

„Ordenskamp“ — das heißt: Wie vor Jahrhunderten unsere Vorfahren das Land im Osten besiedelten, so wollen wir unsere Heimat niemals aufgeben. Der Name soll nicht nur an die



Die Fahnen mit Elchgeweih und Ordenskreuz
wehen inmitten des neubauten Dorfes

eben von vorn anfangen. Ich habe an der Memel zwar auch nur einen kleineren Betrieb besessen, Weide- und Milchwirtschaft, wie hier auf den Marschen, — aber glauben Sie mir, das hier wird schwerer.“ Und dann entwickelte er, den die Ordenskamper stillschweigend zu ihrem Sprecher gewählt haben, mir seine Pläne. Wenn sie — so sagt er — mit Anstand auf ihren sechs bis acht Hektar existieren wollen, kommt für sie nur Veredelungswirtschaft in Frage: Milcherzeugung, Schweinehaltung und die Zucht von Saatkartoffeln; der Kreis Stade nämlich ist berühmt für seine Pflanzkartoffelzucht; bis nach

Brasilien werden sie ausgeführt. „Und dann wollen wir“, — das sagte er mir fast heimlich — „vielleicht noch den Obstbau versuchen, Beerenobst — Himbeeren, Brombeeren und Johannisbeeren —, das bringt bares Geld.“ — Der Vollhofner, der einheimische Jungbauer aus Schwinge, Johannes Meybohm, der eine Danzigerin zur Frau hat, wird ganz dazu gerechnet.

Für dieses Jahr haben sich die Ordenskamper Bauern zusammengetan. Gemeinsam bewirtschaften sie, die noch Handwerker sein müssen, ihr Land, das sie — zum Teil schon be-

stellt — von Schwinger Bauern erhielten; gemeinsam haben sie jetzt geerntet. Erst im nächsten Jahr bewirtschaftet jeder das eigene Land. Der Wirtschaftsberatungsring hat ihnen einen Kleintrecker überlassen, das hilft über viele Schwierigkeiten hinweg.

In Ordenskamp steht auch die fünfhundertste Flüchtlings-Siedlerstelle im Kreis Stade, der damit auf dem Gebiet der Ansiedlung heimatvertriebener Bauern an zweiter Stelle im Bundesgebiet liegt. Noch schöner indessen als dieser Rekord ist, daß es in Schwinge nun keinen ostdeutschen Landmann mehr gibt, der nicht wieder ein eigenes, wenn auch meist kleines Stückchen Land besäße. Außer denen in Ordenskamp gibt es noch neun weitere Nebenerwerbssiedlungen in Schwinge verstreut.

Das sagte mir Bauer Bluschke beim Abschied: „Wir werden nichts mehr von unseren neuen Höfen haben, außer schwerste Arbeit, aber unsere Kinder werden hier aufwachsen, und sie werden so Bauern bleiben. Das ist die Hauptsache.“ G. V.



Bei der Taufe

des Ostbauerndorfes Ordenskamp

Heimat im Osten, das Land des Deutschen Ordens, gemahnen, er soll uns auch Verpflichtung sein. Zwei große weiß-schwarze Wappenfahnen, mit dem Elchgeweih und dem Ordenskreuz, wehten bei der Taufe und der Einweihung von Ordenskamp über dem Ortseingang.

Ich habe das Ostdorf wachsen gesehen, bin mehr als einmal dort gewesen und habe mit den ostdeutschen Bauern gesprochen. Lang hingestreckt liegt Ordenskamp zu beiden Seiten des Weges. Noch ist es nicht fertig. An drei der Aufbauhöfe wird noch gearbeitet, auch am Vollhof noch, der einem niedersächsischen Jungbauer gehört, er hat dafür Land aus seiner Erbschaft an die Vertriebenenbauern abgegeben. Nun gehört er mit dazu. Die Richtkronen über dem letzten Aufbauhof, ganz am Ende des Dörfchens, ist noch nicht alt. Den ganzen Tag über müssen die Aufbauhöfner als Handlanger schwer mit zupacken, und erst abends kann die Wirtschaft besorgt werden. In kleinen selbstgezimmernten Buden wohnen sie neben ihren Neubauten.

Ich stand mit den Bauern aus dem Samland, von der Memel und aus Deutsch-Eylau vor ihren Bauten zusammen: „Wir sind hier die Oberschützen“, sagte Bauer Bluschke aus dem Memeldelta, und ein Stück Galgenhumor blitzte aus seinen humorvollen Augen, „wir müssen

„Schaffen und Streben ist Gottes Gebot,
Arbeit ist Leben, nichts tun der Tod!“

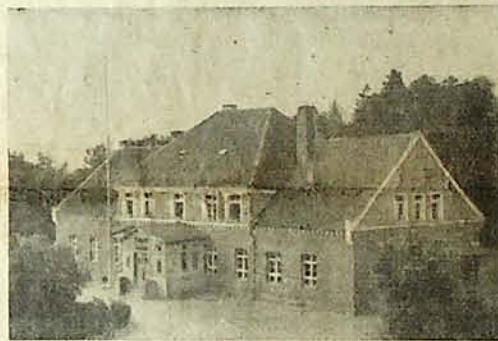
So lautete der Hauspruch unserer lieben alten Peters-Schule, der Landfrauenschule des Kreises Lyck, und es war ein fröhliches Schaffen mit den frischen, jungen Mädchen, die zuerst nur aus dem Kreis, dann schon bald aus der ganzen Provinz und aus allen Teilen des Reiches nach Neuendorf kamen, um dort ein Jahr lang auf allen Gebieten die landwirtschaftliche Hauswirtschaft zu erlernen. Fast dreißig Jahre sind nun vergangen, seit in der Schule mit Arbeiten und Lernen, Spielen und Singen begonnen wurde. Der damalige Landrat des Kreises Lyck, Dr. Peters, eröffnete die Landfrauenschule, die in den ersten beiden Jahren von Frau Goetz geleitet wurde, ehe sie von 1926 bis zum bitteren Ende die Leitung der Landfrauenschule Metgethen hatte. Ihre Nachfolgerin wurde in Neuendorf Frau M. von Blottnitz, deren Name immer mit der Schule verbunden sein wird, da sie in den neunzehn Jahren ihrer Tätigkeit ihre ganze Kraft daran gesetzt hat, den Schülerinnen das Rüstzeug auf ihren Weg mitzugeben, das sie — sei es als Bäuerin, Hausfrau oder Berufstätige — brauchten. Wohl alle „Ehemaligen“ denken ihrer in Dankbarkeit. Es hat sie Mühe und Sorgen gekostet, die Schule in schweren Zeiten weiterzuführen und den Schülerinnen ein weiteres Jahr fröhlichen Schaffens und schönen Erlebens zu sichern.

In Würdigung der wertvollen Arbeit, welche Landrat Dr. Peters während seiner siebzehnjährigen Tätigkeit dem Kreise Lyck leistete, beschloß der Kreistag 1929, der Schule den Namen „Peters-Schule“ zu verleihen.

Das alte Gutshaus, das zur Schule umgebaut war, hatte gar nicht genug Platz für die 34 Schülerinnen, und im „Storchennest“ waren

Unsere Peters-Schule

Am 1. Advent trafen sich
die Altschülerinnen



Die Petersschule in Neuendorf

Sie war die staatlich anerkannte bauerliche Frauenschule im Kreise Lyck. Am 1. Advent versammelten sich in diesem Haus die ehemaligen Schülerinnen.

die beliebtesten Zimmer. Durch den schönen Garten war die Gemüseversorgung während des ganzen Jahres sichergestellt, und die große Geflügelhaltung versorgte den Haushalt gut. Neben aller Arbeit blieb aber immer noch Zeit für Wanderungen in unseren Wald, der in fünf Minuten erreichbar war. Im Frühjahr lockte besonders der geheimnisvolle, tiefdunkle Tatarensee, denn dicht dabei blühten die ersten Leberblümchen und Anemonen, später die Maiblumen am Tatarenberg, und nicht selten leuchtete auf dem Weg dorthin die blaß-lila Küchenschelle. Mit seinem Beerenreichtum half der Wald im Sommer so manchen Marmeladentopf füllen, und im Herbst blühte das schönste Heidekraut am verwunschenen kleinen Herta-

see. Welche Freude brachte der Winter, wenn man durch den hohen Schnee stapfen konnte, und die Bäume oft ganze Schneelasten von ihren Kronen abwarfen. Mitten im Wald liegt der große Hertasee, der mit seinem klaren Wasser und dem schönen, breiten Strand die beste Badegelegenheit bot, und das wurde gründlich ausgenutzt!

Oft rollten 34 blauekleidete, fröhliche Mädchen auf ihren Rädern durch den Kreis Lyck, um seine landschaftlichen Schönheiten und seine vorbildlichen landwirtschaftlichen Betriebe kennen zu lernen. Das war immer ein lustiges Bild und eine fröhliche Fahrt! In der Kreisstadt wurden das Museum, die Teppichknüpferei und Handweberei, handwerkliche Betriebe und die Molkerei besucht. Viele festliche und fröhliche Veranstaltungen in den schönen, alten Park haben nicht nur den Mädchen, sondern auch vielen Frauen aus dem Dorf und der näheren Umgebung Freude und Entspannung gebracht.

Der Höhepunkt des Jahres war immer wieder der 1. Advent, der der Trefftag aller Altschülerinnen war. Schon zeitig wurden Vorbereitungen getroffen, und nach dem ersten Begrüßungssturm und der allgemeinen Wiedersehensfreude am Vorabend, begann die geheimnisvolle Arbeit im Lehrsaal. Er strahlte dann am nächsten Morgen im schönsten Tannenschmuck und Lichterglanz, so daß die Erinnerung daran diesem Tag auch jetzt noch ein helles Leuchten gibt. Nach dem Krippenspiel, dem Singen und Erzählen erklang am Abend das gemeinsam gesungene Lied: „Kein schöner Land...“. Möge es uns recht bald vergönnt sein, dort wieder singen zu können: „Daß wir uns hier in diesem Tal, noch treffen so viel hundert Mal, Gott mag es schenken, Gott mag es lenken, er hat die Gnad.“ E.



Zweckmäßig, hell und sauber

In der Küche der Petersschule wurden die Schülerinnen mit modernen Kücheneinrichtungen und den Grundsätzen neuzeitlicher Ernährungsweise vertraut gemacht.



Kaffeetafel im Freien

Schnell war auf dem Rasen im Garten der Petersschule der Tisch gedeckt, und eine lustige Schar an ihm versammelt. Den Kuchen backten die jungen Mädchen selbst; er wurde mit Genuß verzehrt, aber auch „fachmännisch“ beurteilt.

„Blutgericht“ und Konventsrunde

Originelle Stammtische im Königsberger Blutgericht — Die Eulenweine der Handwerker — Von Dr. R. Pawel

Neben dem „Zivil- und Militärkabinett“ im Königsberger Blutgericht, gab es noch zwei weitere Stammtische, die sich gleichfalls kuriose Namen beigelegt hatten: die „Konventsrunde“ und die „Blutrichter“. Ich folge dabei den mir hinterlassenen Aufzeichnungen von Walter Pirsch, dem bekannten Königsberger Getreideexporteur und Vorsitzenden des Kaufmännischen Vereins.

Während sich im „Zivilkabinett“ vorzugsweise die höhere Beamtenschaft traf, setzte sich die „Konventsrunde“ aus ausgedienten Kaufleuten, Landwirten, Ingenieuren usw. zusammen, etwa dreißig Männern im Alter von 60 bis 80 Jahren, die in diesem Kreise schöne anregende Stunden verlebten. Ihr Stammtisch war der Konvent, ein neben dem Remter gelegener Raum des alten Ordenstraktes. Die schweren barocken Eichenstühle fügten sich gut zu der Wucht der gotischen Gewölbe, während die eine Seite des Raumes unaufdringlich durch Originaltische aus der Zeit Friedrichs des Großen geschmückt war. Bis in die letzten Jahre eines deutschen Königsbergs hinein tagte hier die Konventsrunde jeden Dienstag und Freitag von 12 bis 14 Uhr. Namentlich die Geburtstage der einzelnen Mitglieder wurden in besonderem Maße auch durch geistige Genüsse, Vorträge usw. verschönt. Im Konvent des Blutgerichts ließ sich so etwas stilvoll feiern.

Einen ganz anderen Stammtisch hatte sich der Kreis der „Blutrichter“ (oder auch Stammtisch der „ordentlichen Männer“) auserkoren. Wandte man sich vom großen Hauptraum des Blutgerichts nach links, so kam man durch den sogenannten Zapfgang in jene kleine Halle, die dem Ganzen eigentlich den Namen gegeben hatte, nämlich die „Marterkammer“. An der einen Seite dieses Zapfganges waren kleine Nischen eingebaut, in denen Tische und Bänke standen. Darüber grüßte eine Anzahl kleiner Ölporträts von der Wand herab. Hier versammelte sich zu gegebener Zeit eine kleine Schar von Künstlern, Musikern, Architekten und Ingenieuren, um über die Weine des Blutgerichts . . . zu richten! Jeder dieser Blutrichter war von dem bekannten Porträtmaler Seitz dort verewigt worden.

Auf der anderen Seite der schon erwähnten Haupthalle führten einige Stufen hinauf in den Remter. Die alten gotischen Gewölbe der Ordenszeit kamen hier in ihrer ganzen Vollendung zur Geltung. Wie massig und doch wieder wie leicht Mauern und Pfeiler getürmt und angeordnet waren! Hier im Remter gab es nur wenige kleine Tische, hier herrschte die Tafel vor. Um den Tisch herum in der einen Ecke des Remters saßen auf ihren Zweigen dicht bei dicht Eulen. Dies war der Stammsitz der Handwerksmeister-Runde. Sie hatten sich diesen Eulenstammtisch geschaffen und tranken dort nach

alter Sitte nur Rotwein. Dafür hatten sie ihre eigenen Flaschenetiketten: Eulenwein I, II oder III. Die Phantasie, die ja nun mal im Blutgericht einen üppigen Nährboden besaß, hatte sich auch mit den ausgestopften Eulen befaßt und sie zu den symbolischen Vertretern der abgeschiedenen Eulenbrüder gemacht.

Die einmalige, gemütliche Atmosphäre unseres Blutgerichts spiegelt sich auch in den Eintragungen in dem dicken Lederband wider, der als Gästebuch im Blutgericht auslag. So hatte sich unser heimischer Humorist Robert Johannes dort wie folgt verewigt:

*„In unserem lieben Blutgericht
Hei, wie die Propfen knallen!
Ist mancher, ob er wollt', ob nicht,
Die Trepp' hinaufgefallen.“*

*Herunterfallen ist nicht schwer,
Das können schon kleine Kinder,
Jedoch hinauf, das ist schon mehr,
Ein Kunststück für zehende Sünder!*

*Für solche, die des roten Bluts
Zuviel hinuntergegossen,
Die dann die Treppe guten Muts
Für 'ne Leiter hielten mit Sprossen.“*

Von Ernst von Wolzogen stammen hier die Verse:

*„Hab' manche frohen Feierstunden
Auch hier im Blutgericht gefunden.
Hier, wo's von rauchgeschwärtzen Mauern
Herabweht von Erinnerungsschauern.
Es freut sich heut' Mann, Weib und Kind,
Daß statt des Bluts nur Rotspan rinnt,
Kein Ketzerrichter Ränke spinn
Und . . . Jungfrau'n nicht mehr eisern sind!“*

Fritz Skowronnek trug sich folgendermaßen ein:

*„Allzeit fröhlich ist gefährlich,
Allzeit traurig ist beschwerlich,
Allzeit glücklich ist betrüglich,
Eins ums and're ist vergnüglich.“*

Dr. R. Pawel



Die Porträts der Blutrichter in der Marterkammer

viele tausend Zentner Heu

Die Wiesen, die sich in der Memelniederung am Häff und an den Flüssen auf viele Kilometer entlangzogen, gaben viele tausend Zentner Heu. So abgelegen sie oft auch waren, zur Zeit der Heuernte herrschte auf ihnen reges Leben. Ein Teil des Heus blieb auf den Wiesen und wurde im Winter auf Schlitten abgefahren, ein anderer aber wurde auf Kähne verladen und nach den Dörfern transportiert, und dabei wurden dann manchmal zwei Kähne zusammengebunden, so wie wir das hier auf dem Bilde sehen.

Ein Landsmann, der 1947/48 als Kriegsgefangener in der Memelniederung arbeitete, berichtet, in welch trostlosem Zustand sich dieser schöne Teil unserer ostpreussischen Heimat damals befand.

Nichts besonderes hatte in dem Kriegsgefangenenlager in Tilsit diesen letzten Oktobertag des Jahres 1947 ausgezeichnet, und doch sollte noch etwas Einschneidendes geschehen: die Abstellung von zweihundert Deutschen in die Elniederung. Ich freue mich, daß ich dabei bin, denn als Ostpreuße bin ich immer daran interessiert, zu erfahren, wie meine Heimat unter den Sowjets aussieht.

In stockdunkler Nacht werden wir auf Lastkraftwagen abtransportiert. Als unsere Ko-



Aufn.: Walter Sperling

Dicke Zwiebeln zentnerweise . . .

An der Hauswand lagert noch ein Berg Zwiebeln. Wie diese Frauen aus Loye, so zogen viele Bewohner der Niederungsdörfer Zwiebeln. Die aus der Elniederung stammenden „Zippel“-Verkäufer belieferten viele Städte Ostpreußens.

Sumpfige Urwildnis

Was aus der reichen und fruchtbaren Memelniederung geworden ist

lonne endlich hält, sind wir in einem Lager. Erst am Morgen wissen wir, daß wir uns in Kuckerneese befinden. Ein vorbereitetes Lager am nördlichen Stadtrand mit den sechs gelb angestrichenen Häusern und den roten Ziegeldächern ist uns zur neuen Herberge geworden. Zu dieser Zeit, im November 1947, leben nur noch wenig deutsche Zivilisten mit ihren Familien im Ort. Sie haben sich für den Winter einige Kartoffelvorräte angelegt und Beeren und Pilze gesammelt. Als sie dann Anfang Dezember ganz plötzlich abziehen müssen, ohne zu wissen, wohin, bleiben die mühsam erworbenen Vorräte zurück. Fast alles, Lebensmittel und Hausrat, wird von den Sowjetmenschen gierig übernommen.

Bislang haben die Deutschen die Straßen, in denen sie wohnten, sauber gehalten. Auch der Marktplatz war immer wieder von ihnen gereinigt worden. Nun aber schreitet die Sowjetisierung dieser deutschen Stadt rasch fort. Auf dem Marktplatz und den angrenzenden Straßen liegt schon nach wenigen Wochen Unrat umher. Einmal nur noch, im Frühjahr 1948, werden die Straßen gereinigt, und das muß für lange Zeit vorhalten.

Waren anfangs nur wenige sowjetische Menschen — Militärs mit ihren Familien — in Kuckerneese, so kamen im Winter 1947/48 noch einige Dutzend russische Zivilisten dazu. Sie zogen mit ihrer geringen Habe auf Lastkraftwagen in den Ort ein, um oft schon nach kurzer Zeit wieder auf demselben Wege verlegt zu werden. Ein rechtes Nomadendasein! Aus den Häusern wird jedes Stückchen Holz ausgebaut, und manch ein Gebäude bricht in den folgenden Monaten zusammen, weil man ihm jede Stütze nahm. Es ist erstaunlich und traurig zugleich wie ein Ort, der früher einmal mehr als fünftausend deutschen Menschen Obdach und Heimat gewesen war, in wenigen Wochen so zugerichtet wird, daß kaum noch Wohnraum für einige Dutzend sowjetische Familien vorhanden ist.

Auf dem Wege von Neukirch nach Kuckerneese liegt kurz vor dem Ortseingang zur Linken still

und bescheiden der Friedhof. Auch jetzt noch, in seinem verwilderten Zustand, strahlt er friedliche Ruhe aus. Die beiden gegenüberliegenden Steinhäuser vor der Brücke sind erhalten geblieben, ihre Hausgärten werden nur zu einem Teil von den jetzigen Bewohnern bestellt. Die Brücke über den Bach ist zerstört; wir sind mit ihrem Wiederaufbau beschäftigt. Die schönsten Föhren aus den Wäldern südwestlich Heinrichswalde müssen wir zu Brückenhölzern heranholen. Jenseits der Brücke sind die beiden großen Fachwerkbauten restlos zusammengefallen. Das frühere Kino jedoch ist fast unbeschädigt. Auf dem Marktplatz aber finden wir das Prunkstück der Sowjets, das Deutsche Haus. Es hat den üblichen Kalkanstrich erhalten mit der Aufschrift „Klub“. Der große Saal ist als Versammlungs- und Kinoraum hergerichtet. Von den Wänden blicken Bilder der Sowjetgewaltigen herab Lobpreisungen und Versprechungen des Fünfjahresplanes bilden den weiteren Wandschmuck. Alle anderen Räumlichkeiten des Hauses sind versperrt, dort liegt der Schutt und Schmutz meterhoch. Die übrigen Häuser auf dem Marktplatz sind fast völlig zerstört. Noch liest man die Firmenzeichnungen „Uhrmacherei Perkuhn“ und „Konditorei“.

Schon wenige hundert Schritte hinter Kuckerneese zur Memel beginnt das Odland. Der Memeldamm zeigt ein Loch, aus dem das Wasser bis nahe an den Ort hin alles überschwemmt und versandet hat. Im Frühjahr 1948 ist von uns der Memeldamm wieder fertiggestellt, nachdem in den vorangegangenen Jahren deutsche Zivilisten an ihm arbeiten müssen. Der Dammbau mußte unter mittelalterlichen Arbeitsmethoden auch im Winter vor sich gehen.

Was aber ist mit Neukirch geschehen? Auf den Straßen und vor dem Gasthaus lungern und kauern Gestalten herum, Männer und Frauen jeden Alters. Aus den Weiten Rußlands kamen sie. Idioten und Verwachsene, ein trauriger Anblick! Ihre Toten begraben sie auf freiem Felde, und um jedes neue Grab machen sie eine Umzäunung aus Bettgestellen, Fahrradteilen, Tür-

Altüberlieferte Bauweise

In der abgelegenen Memelniederung gab es nicht selten Häuser, welche die urtümliche Bauweise zeigten, so wie dieses Haus in Gilge. Das Walmdach aus Rohr wird am Giebel von geschnitzten Pferdeköpfen geziert, und Säulen stützen den Laubengang.

Foto: Marburg

füllungen und ähnlichen Dingen. Neukirch beherbergt ein Alters- und Pflegeheim in sämtlichen Häusern zu beiden Seiten der Hauptstraße Kuckerneese—Tilsit. Der Ort ist beinahe unversehrt geblieben. Selbst das kleine Bahnhofshäuschen steht.

Auch Seckenburg macht immer noch einen ordentlichen Eindruck. Fast alle Häuser sind ganz geblieben. Auf dem Gilge-Kanal herrscht Schiffsbetrieb. Es sind Litauer, die in Sowjetdiensten fahren.

Kreuzingen dagegen ist eine Ruinenstadt. Der Kirchturm steht noch als Wahrzeichen, aber die Sowjets sind jetzt, im Sommer 1948 dabei, das Gotteshaus zu einem Kino umzubauen. Strauchwerk wächst von Jahr zu Jahr höher um die Ruinenstümpfe und nimmt ihnen allmählich das gespenstische Aussehen.

Heinrichswalde, einst Mittelpunkt der Elniederung, hat sich diesen Ruf auch unter den Sowjets bewahren können. Mehrere Auto-Reparaturwerkstätten und zwei Sägewerke bieten viel Arbeit. Der stolze Bau auf dem Sportplatz dient russischen Waisenkindern, der Stalinjugend, als Heim. Wenige Häuser sind vernichtet worden. Der aus roten Ziegeln erbaute Kirchturm überschaut auch heute noch das weite Land. Es scheint, als würde er auf seine rechtmäßigen Gemeindeglieder warten; die jetzigen Bewohner gehen nicht in das langsam verfallende Gotteshaus. Aber in Heinrichswalde wohnen sehr viele Sowjetmenschen. Die Kinder gehen in das von den Deutschen erbaute Schulhaus. Auf dem Wege von Heinrichswalde in Richtung Oberförsterei Schnecken standen vereinzelt zu beiden Seiten der Straße meist aus weißen Kalksteinen neuerbauete Häuser. Alle diese Häuser, es mögen zwölf oder mehr gewesen sein, sind nicht mehr. Die Sowjets brauchten Ziegel. Primitiv, aber sehr wirkungsvoll auch hierbei wiederum des Sowjetsystems: zehn bis zwanzig deutsche Kriegsgefangene mußten jeweils eine der Hauswände durch mehrmaliges Rütteln zum Zusammenbrechen bringen. Daß bei dieser Arbeitsweise der größte Teil der Ziegel zerbrach und unbrauchbar wurde, fand keine Aufmerksamkeit. Was tut es schon; drüben steht ja ein weiteres Haus, das Baumaterial liefert.

Paradies der Wasservögel

Das tiefgelegene Land der Elniederung ist von einem weiten Kanalsystem durchzogen. Die Pumpstationen jedoch liegen seit Jahren still. So sind Kanäle und Wassergräben verkrautet und verwachsen. Das hat zu vielfachen Überschwemmungen geführt. Erst im

Die Admiralitätsräte in der Börse

Vom Leben der Königsberger Kaufmannschaft im 19. Jahrhundert — Von Dr. R. Pawel

Mit dem beginnenden 19. Jahrhundert ging die Zeit der Zünfte und Kaufmannsgilden allmählich zu Ende. Der Gedanke eines beruflichen Zusammenschlusses blieb aber lebendig, und so wurde am 23. April 1823 in Königsberg die Korporation der Kaufleute gegründet. An ihrer Spitze stand ein von den Mitgliedern gewählter fünfzehnköpfiger Vorstand, das Vorsteheramt der Königsberger Kaufmannschaft. An die Aufnahme dieser „korporierten“ Kaufleute waren ganz bestimmte strenge Voraussetzungen geknüpft, auch was Umfang, Reputation und Bonität ihrer Firmen betraf.

Damals war ja der „königliche Kaufmann“ noch kein leerer Begriff, sondern höchstes Ziel, dem jeder, der sich dafür hielt, auch in seinem äußeren Gehabe zu entsprechen suchte, indem er sich zum Beispiel nur in Gehrock und Zylinder zur Börse begab. Eine getreue Nachahmung also des englischen Vorbildes, das erst später

von dem des hemdsärmeligen, saloppen Yankees verdrängt wurde.

Die Inhaber der in dieser Korporation zusammengeschlossenen Firmen hatten u. a. das Recht, je nach Umfang ihres Geschäftsbetriebes Börsenbesucherkarten für die zur Abwicklung ihrer Geschäfte an der Börse bestimmten Personen anzufordern. In erster Linie betraf das diejenigen jungen Leute, die mit der Expedition der Ware, ihrer Verzollung (Börsenzollamt) usw. zu tun hatten.

Die höchste Würde, die die Korporation der Königsberger Kaufleute zu vergeben hatte, war das Ehrenamt ihres Obervorstehers, also des Vorsitzenden des fünfzehnköpfigen Vorsteheramts. In diesen Posten wurden nur Unternehmerpersönlichkeiten von besonderem Format und Weitblick berufen, die sich das Vertrauen der ganzen Kaufmannschaft erworben hatten. Einer der ersten war um 1830 jener Kommerzienrat Schwenn, der am Ausgang der Laak die „Union“-Maschinenfabrik ins Leben rief, die später als die Union-Schiffswerft in Contienen noch eine große Rolle in der heimischen Wirtschaft spielen sollte.

Ein solcher Mann muß auch später der Geh. Kommerzienrat Robert Kleyenstueber gewesen sein, der dieses Ehrenamt von 1872 bis 1884 bekleidete und über dessen alte Reederei das Ostpreußenblatt kürzlich berichtete. Einen erstaunlichen Weitblick für die Entwicklungsmöglichkeiten der Königsberger Hafenanlagen hatte auch der Getreideexportkaufmann Richard Posseldt bewiesen, als er sich mit seiner revolutionären Idee von einem gemeinsamen Getreidesilo am unteren Pregel durchsetzen konnte. Er war daraufhin um die Jahrhundertwende eine Reihe von Jahren hindurch Obervorsteher der Königsberger Kaufmannschaft.

Diese Korporation der Kaufleute ist als Vorgängerin der Industrie- und Handelskammer anzusehen. Ihre offizielle Stellung in unserer Wirtschaft wurde dadurch betont, daß sie eigenes Seehandelsgericht besaß. Dieses wurde von einem von der Korporation angestellten Juristen geleitet, und die als Beisitzer fungierenden Kaufleute trugen den pompösen Titel eines Commers- und Admiralitätsrates. Sie stellten ja aber nichts anderes dar als die Handelsrichter der späteren Handelsgerichte. Als die in den Jahren 1870-75 erbaute neue Börse bezogen wurde, war für dieses Seehandelsgericht im ersten Stock des Vorderbaues ein imposanter Saal mit entsprechenden Nebengemächern eingerichtet worden.

Mit Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches am 1. 1. 1900 gab es nur noch einheitliche Handelsgerichte, die den ordentlichen Gerichten unterstellt waren und die nunmehr im Gerichtsgebäude tagten. In die freiwerdenden Räume des alten Seehandelsgerichts in der Bör-

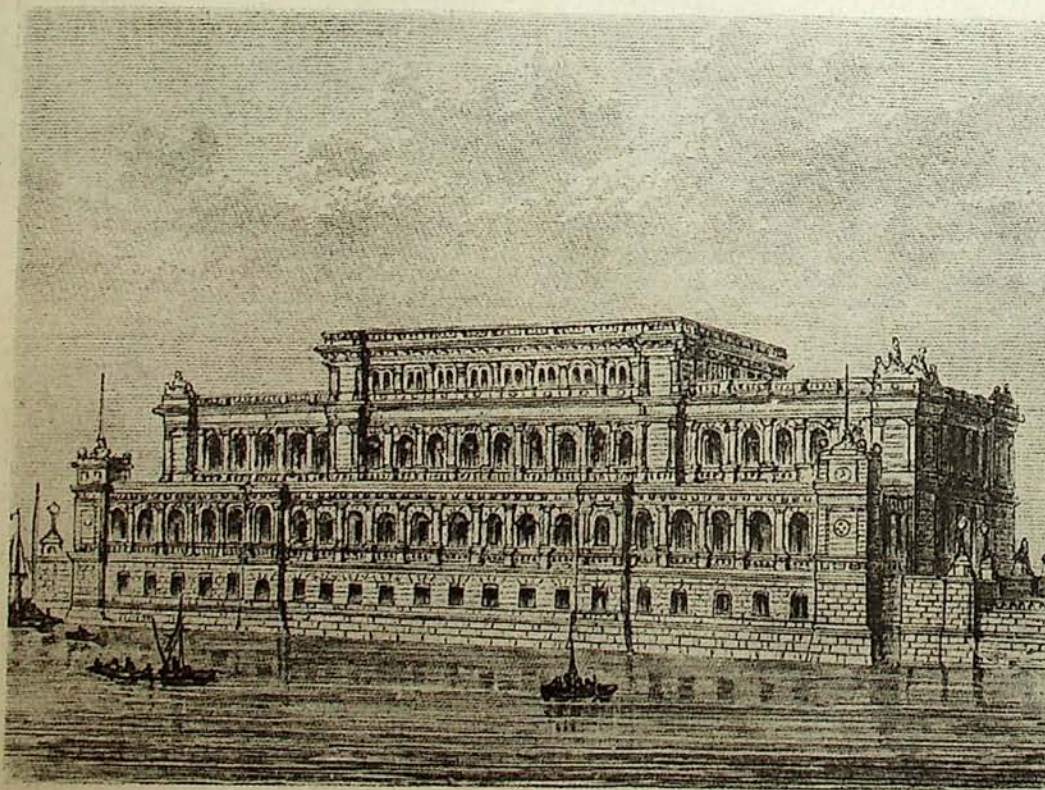
se aber zog die neue Industrie- und Handelskammer ein. Der letzte Träger des großartigen Admiralitätsrats-Titels ist der Inhaber einer damaligen Getreideexportfirma Ritzhaupt gewesen. Wenn er zu Anfang dieses Jahrhunderts die Börse besuchte, dann erstarben die jungen Kaufleute voller Ehrfurcht vor dem „Herrn Admiralitätsrat“. Den meisten Jungen war die eigentliche Herkunft dieses Titels nicht mehr bekannt, da es schon lange keine Seehandelsgerichte mehr gab.

Eine andere Vereinigung Königsberger Kaufleute gewann nun immer mehr an Bedeutung, die sich auch einen festen Platz im kulturellen Leben der Stadt eroberte: der Kaufmännische Verein. Ursprünglich war er mehr zur Geselligkeit, zur Förderung der menschlichen Beziehungen zwischen den Kaufmannsfamilien gedacht. Und noch zuletzt konnte man alte Mitglieder davon schwärmen hören, wie schön vor dem Ersten Weltkrieg die gut arrangierten Dampferfahrten — auch auf Frachtdampfern mit extra Liegematratzen — nach Pillau, Gr. Heydekrug usw. oder die Journalierenausflüge waren. Freilich verfolgten sie einen beliebten Nebenzweck, „standesgemäße“ eheliche Verbindungen anzubahnen, denn „man war ja unter sich“!

Auch die Börsenmaskenbälle, die einen der Höhepunkte der winterlichen Ballsaison bildeten, wurden vom Vergnügungsvorstand des Vereins unter ein bestimmtes Motto gestellt und vorher geradezu beispielhaft durchorganisiert. Kenner wußten, daß daran immer der vielseitige Getreideagent Walter Pirsch, auch ein bekannter Schlaraffe, entscheidend beteiligt war. Bekannt und von gutem Niveau waren auch die für jedermann zugänglichen, meist im Artushof am Domplatz abgehaltenen Vorträge, die mit Unterstützung von Lichtbildern in damaliger Zeit viel Interessantes und Belehrendes aus der Heimat wie auch aus fernen Ländern boten.

Den Mitgliedern stand auch eine reichhaltige Bücherei zur Verfügung, die viele Wissensgebiete berücksichtigte und an die der Verfasser heute noch dankbar denkt. Das fachkundige Fräulein Liehr führte die Ausleihe zuerst in vereinseigenen Räumen in der Börse, später wohl im Artushof durch.

Es mutet fast wie eine Ironie der Weltgeschichte an, daß die Königsberger Börse, die sich in jeder Weise als Mittel-, ja als Kristallisationspunkt unseres Wirtschaftslebens gezeigt hat, die totalen Verwüstungen im Kneiphof und Vorstadtviertel unversehrt überstanden hat. Freilich hat sie ihre frühere imponierende äußerliche Wirkung, wie neuere russische Abbildungen zeigten, inmitten der erdrückenden neuen Riesen-Wohnblocks ziemlich eingebüßt. Nach sowjetischen Zeitungsmeldungen soll sie in einen Seemannsclub umgebaut werden.



Die um 1875 errichtete Königsberger Börse (Aus Königsberg im Spiegel alter Graphik“, Verlag Gerhard Rautenberg, Leer)

Für Ihre Unterlagen/Akten

Bestellung abgesandt am:

Sammelbestellung für:

.....
.....
.....
.....
.....

Absender

.....
.....
.....
.....

-80
Bitte
freimachen

BAGANSKI VERLAG
Dombrede 52

D-32423 Minden

HANS DEICHELMANN



BAGANSKI VERLAG MINDEN

HANS DEICHELMANN
Ich sah Königsberg sterben
Aus dem Tagebuch eines Arztes

Über drei Jahre erstreckt sich der Zeitraum, den das Tagebuch schildert: Festung Königsberg, Übergabe, Siegestaumel der Eroberer, Leiden der Bevölkerung, Überlebenskampf, Hoffnungen, endliche Ausreise.

Ein erschütterndes Dokument, Erinnerung für die, die selbst dabei waren, deren Freunde und Verwandte das Inferno miterlebten. Mahnung und Gedenken für alle Opfer von Gewalt Herrschaft und Krieg.

224 Seiten, gebunden, 16,5 x 23,5 cm

DM **34,-**

BAGANSKI VERLAG
Dombrede 52 · 32423 Minden

Bestellungen direkt beim Verlag oder über den Buchhandel.

ISBN 3-9804346-0-5

Splitter, Granatlöcher, Blindgänger, dazwischen ein explodierter Munitionswagen, dessen Pferde mit glasigen Augen tot in den Hexensabbat blicken, Rauch, Qualm, Fliegersurren und das Geknatter der Bordwaffen. Ich finde alles wohlauf. Verhältnisse wie bei uns selbst, und arbeite mich mit etwas privatem Gepäck wieder zurück. Im Nachbarbunker, mit dem wir befreundet sind, einige Verschüttete. Ich erfrische mich mit einem Schnaps und höre, daß die Russen etwa auf der Linie Kinderklinik - Ostpreußenwerk stehen sollen. So trennen uns etwa 300 bis 500 m von Hammer und Sichel. Abends siedeln wir in den Hauptverbandsplatz nebenan über. Meine Leute erweisen sich dort als recht nützlich. Alle Viertelstunden werden Zivilisten direkt vor dem Hause auf der Straße verwundet. Im Keller zahlreiche Frauen und Kinder, niemand hat das Herz, sie auszuweisen. Außerdem etwa 200 Verwundete. Der Abfluß zum Lazarett stockt, ist angesichts des starken Beschusses und der Überfüllung der in Betracht kommenden Lazarette eine Unmöglichkeit. Auch ich mache mich nützlich.

Montag, 9. April.

Schon in aller Frühe werde ich durch Gemurmel geweckt, dem ich entnehme, daß der Hauptverbandsplatz die weiße Flagge aufgezo-gen habe. Aus den Berichten der eintreffenden Verwundeten erfahren wir, daß die HKL (Hauptkampflinie) jetzt bis auf etwa 300 m an uns herangerückt ist. Das Feuer aller Waffengattungen brüllt ständig in unserer unmittelbaren Nähe. Allerdings hält der Divisionsarzt der für unseren Abschnitt zuständigen Division eisern darauf, daß die deutschen Kampfgruppen, die sich in unserer Nachbarschaft einnisten wollen, hier nicht Fuß fassen. Nach internationalen Vereinbarungen dürfen im Umkreis von 100 m um einen Hauptverbandsplatz keine Kampfgruppen eingesetzt werden, wenn anders das Rote Kreuz vom Feind respektiert werden soll. Der Divisionsgeneral deckt die Durchführung dieser Bestimmung in preußischer Exaktheit. Tatsächlich erhält unser großes Gebäude keinen direkten Beschuß. Abgesehen von einzelnen Treffern, die an der massiven Hauswand zerplatzen, herrscht bei uns Ruhe. Immer wieder über uns das Geheul tieffliegender steilkurvender Ratas. Aber das Bombardement hat aufgehört, die Front ist zu nahe gerückt.

Die Kellerräume des großen Gebäudes, in dem die 200 Verwundeten, der Operationsaal, das Sanitätspersonal, die Küche, kurz alles Lebenswichtige untergebracht sind, füllen sich immer mehr mit Frauen und Kindern. Ein Volkssturmmann wird von meinen Leuten auf einer Trage aus üblem Beschuß von der Straße hereingeholt. Linke Wade total zerfetzt. Er entpuppt sich als ein bekannter Königsberger Rechtsanwalt. Mit Mühe entwinden wir ihm die Pistole, mit der er jetzt, wo der erste Schock vorüber ist, mit seinem Leben Schluß machen will. Alle mitgebrachten Waffen der Verwundeten werden in einen besonderen Raum gebracht, von der

Pistole bis zum MG und der Panzerfaust türmen sie sich dort zu einem beträchtlichen Berg. Ein Trupp Verwundeter empört sich über unsere weißen Flaggen an den beiden Kellereingängen. Es bedeute Verrat, wenn dicht hinter dem Rücken der kämpfenden Truppe an Übergabe gedacht werde. Das Sanitätspersonal arbeitet und arbeitet. Die Ärzte und das Operationspersonal halten sich nur noch mit unheimlich viel Tassen unheimlich starken Kaffees und mit maßlos vielen Zigaretten auf den Beinen. Auch ich erhalte von diesen Dingen einen wiederbelebenden Anteil. Im Operationsaal stöckiger Dunst von Blut, Äther, unzähligen Menschen und den Ausdünstungen des grellen Spiritus-Glühlichtbrenners, der hier als Operationalampe dient. Überall leise murmelnde Geschäftigkeit, dazwischen die lauten, ruhigen Anordnungen des Arztes. Auf dem Flur und in den Räumen, in denen die Verwundeten untergebracht sind, trübe Dämmerung, kaum erhellt durch kleine Hindenburglichte. Jetzt kommt ein 18jähriger Volkssturmjunge mit zerfetztem Arm, der laut nach seiner Mutter ruft, geführt von einem 17jährigen Leichtverwundeten, der nur darauf drängt, verbunden zu werden, um nur schnell den Russenpanzer „fertigmachen“, mit dem er sich schon eine halbe Stunde herumgeschlagen hat. Die Barrikaden erweisen sich als sehr praktisch für die Russenpanzer. Sie sind gerade so hoch, daß sie sich dahinter in Deckung begeben und bequem darüber hinwegschießen können. Durch die Flieger sind sie über die Verteilung der Sperren genau unterrichtet und können sich An- und Abfahrt nach Belieben vorher aussuchen. Iwan scheint überhaupt gar nicht sehr viele Panzer eingesetzt zu haben. Das schwere Vernichtungsgeschütz der Artillerie auf unsere dreigegliederte Verteidigungslinie und das mehrtägige konzentrisch nach innen fortschreitende Bombardement hat die deutsche Verteidigungskraft, der vor allem Artilleriemunition fehlt, von vornherein zerbrochen. Mit wenigen Jagdfliegern hätte der ganze russische Angriffsplan über den Haufen geworfen werden können.

Allmählich rückt der Nachmittag heran. Die Überfüllung des Hauptverbandsplatzes mit Verwundeten wird bedrohlich. Der Divisionsarzt, der hier das Kommando übernommen hat, ruft das Sanitätspersonal zum Kriegsrat zusammen. Aus den Berichten, die jeder von den Verwundeten gehört hat und nun wiedergibt, versuchen wir, zu einem Bild der Lage zu kommen. Nur zwei Feldlazarette kommen noch als überhaupt von uns aus erreichbar in Betracht. Das nächste liegt etwa fünf Minuten ab. Wenn nicht die nächsten Stunden die Übergabe bringen, müssen wir heute abend einen Teil unserer Verwundeten dahin zu bringen versuchen. Ich erhalte den Befehl festzustellen, ob dort noch Platz ist. Aber es ist nichts zu machen. Auf beiden Straßen starker Beschuß, Feuereinfälle. Ich flüchte in einen Nachbarkeller. Das Feuer hört nicht auf, ich muß unverrichteter Dinge zurück. Wieder vergeht eine Stunde. Einmal schlägt ein leichtes Sprenggeschöß durch das Fenster in den Heizungsraum, Pulverqualm füllt den Flur, niemand ist getroffen. Endlich gegen 6 Uhr abends heißt es: „Sie kommen, sie kommen.“

LESEPROBE

Bestellung

Hiermit bestelle ich zur umgehenden Lieferung

_____ Exemplare zum Einzelpreis von 34,00 DM zuzüglich
Versandkosten.

Namen und Anschrift des Empfängers nicht vergessen.

Ort/Datum

Unterschrift, gegebenenfalls Stempel

Verlagsinterner Vermerk: Rabatt Sammelbestellung%



BAGANSKI VERLAG
Dombrede 52
D-32423 Minden
Telefon 05 71 / 3 11 10
Telefax 05 71 / 3 78 66

Baganski Verlag · Dombrede 52 · D-32423 Minden

Archiv der Arbeitsgemeinschaft der
Memellandkreise

Dresdener Straße 5

49661 Cloppenburg

13.04.95

Betr.: Hans Deichelmann "Ich sah Königsberg sterben"

Sehr geehrte Damen und Herren,

mein Verlag versucht, in obigem Fall mit Zustimmung des Göttinger Arbeitskreises, in Vergessenheit geratene Literatur über Ostpreußen einer breiteren Öffentlichkeit wieder zugänglich zu machen.

Viele kennen die Schilderungen Hans v. Lehndorffs, kaum einer das genau so spannend und doch erschütternd zu lesende Tagebuch Hans Deichelmanns. Der Autor hat nach drei Jahren "Leben" unter der Fremdherrschaft (als Arzt bei seinen Patienten) wohl noch den Westen erreicht, weiteres ist über ihn nicht bekannt. Der Göttinger Arbeitskreis (Kuratorium der Albertus-Universität Königsberg) ließ 1948 das Manuskript in einer Zeitung veröffentlichen. Es fehlten dann aber wohl die Mittel, um mehr aus dem Bericht zu machen.

Es gibt viele Niederschriften von Augenzeugen, oft wie das vorliegende Buch ungemein lesenswert. Die meisten verstauben in Archiven, sind vielleicht bald für immer vergessen.

Diesem Vergessen-werden möchte ich mit meinem kleinen Verlag entgegenwirken. Bitte prüfen Sie, ob eine Bestellung für Sie in Frage kommt. Rabatt: 25%, je 10 bestellte Exemplare ein Exemplar zusätzlich (10=11), plus Versandkosten (Mehrwertsteuer 7%, in den angegebenen 34,00 DM/Expl. enthalten).

Die Leseprobe ist natürlich im Original größer: 100%!

Mit freundlichen Grüßen,


E.-Ulrich Baganski

Anlage
Prospekt "Ich sah Königsberg sterben"

Viele Evergreens und Gassenhauer

Die unsterblichen Melodien von Walter Kollo aus Neidenburg erklingen noch heute



Walter Kollo: Beliebter Komponist

Ich will versuchen, Operette so zu präsentieren, daß auch diejenigen kommen, die diese Form des Musiktheaters bisher gemieden haben.“ Der dies sagte, ist kein Geringerer als der Wagner-Tenor René Kollo, ab 1. Januar kommenden Jahres Intendant des Berliner Metropol-Theaters am Bahnhof Friedrichstraße. Die künftigen Aufführungen sollen „chic, toll, modern und witzig“ sein. „Ich will nichts Kopflastig-Intellektuelles, sondern pure Unterhaltung. Die Leute haben nämlich ein Recht, mal abzuschalten.“

Kollo weiß, wovon er spricht, stammt er doch schließlich aus einer Familie, die Unterhaltungsmusik – im besten Sinne des Wortes – auf ihr Banner geschrieben hat. Aus der Geschichte der deutschen Operettenmusik sind die Namen Walter und Willi Kollo nicht wegzudenken. Auch René's Tochter Nathalie hat sich der „U-Musik“ verschrieben; sie ist eine gefragte Jazz-Sängerin. Dennoch soll das neue Metropol kein Kollo-Privattheater werden, wenn auch so manche Fans dieser Musik gern wieder öfter die unsterblichen Melodien von Walter und Willi Kollo hören würden. Man denke nur an so herrliche Evergreens wie „Was eine Frau im Frühling träumt“, „Lieber Leierkastenmann“, „Warte, warte nur ein Weilchen“, „Das war sein Milljöh“, „Kleine Mädchen müssen schlafen gehn“ oder „Zwei in einer großen Stadt“.

Die Wiege der Musiker-Dynastie stand übrigens in Ostpreußen. Als Walter Kollo dzieski wurde Walter Kollo am 28. Januar 1878 in Neidenburg geboren. Der Vater Walter Kollo besaß ein Gut bei Neidenburg, wo er eine Dampfmaschine betrieb. In der Stadt besaß er einen Kolonialwarenladen. Kein Wunder, daß er wünschte, sein Sohn würde

einmal in seine Fußstapfen treten. Doch die Mutter – sie stammte aus einer Arztfamilie – unterstützte die künstlerischen Neigungen ihres Sohnes. Im thüringischen Sangershausen studierte Walter Musik; im pommerischen Stettin begann er seine berufliche Laufbahn als 2. Kapellmeister für Oper und Operette. Dort begegnete er auch dem Komponisten Paul Lincke. Der Weg nach Berlin war gebet ...

In der Reichshauptstadt pulsierte das Leben, und Walter stürzte sich mitten hinein. Mit seinem sechsten Sinn für das, was in der Luft lag, mit seinem „Riecher“ für den Geschmack des Volkes, waren seine Melodien bald allerorten nachgesungene „Gassenhauer“. Kollo schrieb Lieder für Künstler des Kabarets, so auch für die unvergleichliche Claire Waldoff. Seine Operette „Der Juxbaron“ wurde täglich vor ausverkauftem Hause gespielt. Bald folgten „Wie einst im Mai“, „Die tolle Komteß“, „Drei alte Schachteln“, „Marietta“ (mit Texten von Sohn Willi, der schon mit 20 Jahren ein gesuchter Textdichter war) ... Neben seiner künstlerischen Tätigkeit, für die er, so erinnerte sich Willi Kollo, in den Adelsstand erhoben werden sollte, ein Vorhaben, das vom Ausgang des Ersten Weltkriegs jedoch verhindert wurde, fand Walter Kollo immer noch die Zeit, sich auch für die Rechte seiner Kollegen einzusetzen. Er schuf die Grundlagen für die spätere GEMA, die Gesellschaft zum Schutz musikalischer Urheberrechte. Auch gründete er einen eigenen Musikverlag.

Unvergessen aber sind seine Melodien, die so mancher versonnen noch heute vor sich hinsummt. Sie leben fort, auch wenn ihr Schöpfer bereits vor 55 Jahren, am 30. September 1940, in der Stadt seiner größten Erfolge für immer seine Augen schloß. os

Für Sie gelesen

Hoffmanns „tolle“ Erzählungen

Wenn am 30. September das Bamberger Theater seinen Namensgeber E.T.A. Hoffmann mit der Aufführung seiner Oper „Undine“ feiert und vorab seines 220. Geburtstages 1996 gedenkt, dann wird nur eine Seite des genialen Künstlers geehrt. Gewiß, Hoffmann selbst sah seine Erfüllung in der Musik; bekannt, ja geradezu populär aber wurde er durch seine schriftstellerischen Arbeiten. Fast zur gleichen Zeit wie die Zauberoper „Undine“, von der Carl Maria von Weber schrieb, „das ganze Werk ist eines der geistvollsten, das uns die neuere Zeit geschenkt hat“, und für deren Uraufführung 1817 in Berlin kein Geringerer als Friedrich Karl Schinkel das Bühnenbild schuf, entstand der Roman „Die Elixiere des Teufels“, ein packendes Buch, über das Hoffmann selbst einmal schrieb: „Es ist darin auf nichts geringeres abgesehen, als in dem krausen, wunderbaren Leben eines Mannes, über den schon bei seiner Geburt die himmlischen und dämonischen Mächte walteten, jene geheimnisvollen Verknüpfungen des menschlichen Geistes mit all den höheren Prinzipien, die in der ganzen Natur verborgen und nur dann und wann hervorblitzen, welchen Blitz wir dann Zufall nennen, recht klar und deutlich zu zeigen ...“

Als der Roman 1815/16 erschien (der erste Band kam am 29. September 1815 heraus; der zweite folgte erst im Mai 1816), schrieb Heinrich Heine aus Berlin: „In den Elixieren des Teufels liegt das Furchtbarste und Entsetzlichste, das der Geist erdenken kann. Wie schwach ist dagegen The Monk von Lewis, der dasselbe Thema behandelt. In Göttingen soll ein Student durch diesen Roman toll geworden sein ...“

Toll wird man heute im Zeitalter der Horrorvideos nicht gerade, liest man „Die Elixiere des Teufels“ (gerade im Deutschen Taschenbuch Verlag, München, in der Reihe „manesse im dtv“, 432 Seiten, brosch., 14 DM, wieder erschienen). Doch kann sich der Leser durchaus der Ansicht Peter von Matts in seinem Nachwort anschließen, der feststellt: „Man wird von dem Buch fast körperlich angegriffen. Was über den Helden kommt an Verfassungen aus dem Umkreis der Fiebersymptome – Benommenheit und fliegende Hitze, Delirien, hilflose Lähmung vor herandrängenden Phantasmen, klappernde Kälte dazwischen, Stöhnen und Jammern aus den Schmerzen, Schreien und Kreischen aus dem Streit mit den bösen Erscheinungen heraus –, das alles setzt einem zu beim Lesen, atmosphärisch, wie ein schwimmender Dunst.“ Und etwas sachlicher: „Die Elixiere des Teufels“ sind eine große Fuge der menschlichen Ausnahmezustände. Breit variiert und kraß in ihren Unterschieden, haben diese alle eines gemeinsam: die Ablehnung des Gewöhnlichen, das Nein zur alltäglichen Vernunft, zu den alltäglichen Gefühlen und zur alltäglichen Moral.“ – „Die Elixiere des Teufels“ als ein Protest gegen die herrschende Klasse und die Zustände einer Zeit? Nun, auf alle Fälle jedoch ein spannendes Lesevergnügen, damals wie heute!

Silke Osman

Werke haben über alle Richtungen hinweg Bestand

Die Bildhauerin Maria Ewel aus Königsberg schuf eindrucksvolle Tierplastiken und Bildnisse

Die Natur kann nur ein Mittel sein, nicht Selbstzweck. Ein Bild ist eine Dichtung, eine Schöpfung eigener Art, und Form und Farbe und das ganze Universum mit all seinen Erscheinungsformen dienen dem, der sie in den Dienst seiner Idee zwingt“, hat der Maler Otto Ewel, Professor an der Königsberger Kunst- und Gewerkschule von 1917 bis zu seiner Pensionierung 1933, einmal über die Malerei gesagt. Seine Tochter Maria, die jüngste von vier gleichfalls künstlerisch begabten Schwestern, hat diese Erkenntnis in die Bildhauerei umgesetzt. Neben eindrucksvollen Bildnissen und Kinderfiguren hat Maria Ewel vor allem Tierplastiken geschaffen, die sich heute in privatem und öffentlichem Besitz befinden, so in Bremen, Ludwigshafen, im Tierpark Duisburg, im ostfriesischen Leer und im pfälzischen Frankenthal sowie im Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg.

„Maria Ewel“, so der Kunsthistoriker Dr. Günter Krüger bei der Eröffnung einer Ausstellung mit Werken von Vater und Tochter Ewel 1983 im Kulturzentrum Ostpreußen im Deutschordensschloß Ellingen, „gelingt es stets, das Wesen des jeweils dargestellten Tieres einzufangen, seine charakteristische Haltung und Bewegung formal, technisch und kompositionell in Einklang zu bringen und so ein in seinem Ausdruck geschlossenes Kunstwerk zu schaffen.“

Die Künstlerin wurde vor 80 Jahren, am 30. September 1915, in Königsberg geboren. Bereits mit 13 Jahren nahm sie Unterricht in der Keramikklasse bei Professor Franz Andreas Threyne an der Kunst- und Gewerkschule in ihrer Vaterstadt. 1936 ging sie nach Dresden, wo sie drei Jahre lang die Bildhauerklassen der Kunstgewerbeschule besuchte. 1939 als Luftwaffenhelferin eingezogen, mußte sie bis zum Kriegsende ihr künstlerisches Wirken ruhen lassen.

Nicht nur Lokales

Führer durch das Lenbachhaus

In der Reihe der blauen Prestel-Museumsführer wird jetzt – nach der Hamburger Kunsthalle und dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg – die Städtische Galerie im Lenbachhaus München in den Mittelpunkt des Interesses gerückt (Prestel Verlag, München. Hrsg. Helmut Friedel, 112 Seiten, zahlr. farbige Abb., brosch., 17,80 DM). Informative Texte unterrichten über den Bestand der Sammlung und über die Geschichte des Hauses, ursprünglich die Villa des „Malerfürsten“ Franz von Lenbach (1836–1904) und 1929 als Haus der Städtischen Galerie und Lenbachgalerie der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Neben lokalen Bezügen, in denen Münchner Malerei des 19. Jahrhunderts präsentiert wird, und neben bedeutenden Werken der Mitglieder der in München gegründeten Künstlergruppe „Der Blaue Reiter“ sind auch Beispiele der Neuen Sachlichkeit und der Gegenwartskunst von Beuys bis Kiefer im Lenbachhaus zu sehen.

So manchen allerdings wird erstaunen, daß dort auch Werke des Ostpreußen Lovis Corinth zu finden sind. Der 1858 in Tapiau geborene Maler – er starb vor 70 Jahren auf einer Reise im holländischen Zandvoort – studierte an der Münchener Akademie bei Franz von Defregger und Ludwig Löfftz. Darüber hinaus gehörte Corinth 1892 zu den Gründungsmitgliedern der Münchener Sezession. Auf einem Selbstbildnis (mit Skelett, 1896), wie fast jedes Jahr zu seinem Geburtstag am 21. Juli geschaffen, fällt der Blick aus seinem Atelierfenster in der Giselastraße.

Das Lenbachhaus in der Münchener Luisenstraße ist täglich (außer montags) von 10 bis 18 Uhr geöffnet. man

An der Kunstschule Bremen nimmt sie 1946 ihr Studium wieder auf, wo sie vorwiegend bei Professor Herbert Kubica arbeitet. Während des Studiums und auch später (bis 1956) beteiligt sie sich mit einer Studentengruppe am Wiederaufbau Bremens und restauriert historische Gebäude. 1955 geht die Königsbergerin nach Salzburg und nimmt an der Sommerakademie teil, wo Professor Ewald Mataré die Bildhauerklassen leitet. Nach einem Studienaufenthalt in Florenz läßt sich Maria Ewel 1956 als freischaffende Bildhauerin in Bremen nieder. Bereits drei Jahre später erkrankt sie an schmerzhaftem Gelenkrheumatismus, der ihr immer mehr zu schaffen macht und die Steinbildhauerei zunehmend einschränkt. Die Künstlerin wendet sich schließlich der modellierten Plastik zu; die meisten dieser Arbeiten sind dann in Bronze gegossen worden. 1982 gestaltet sie, die am 27. Januar 1988 in Bremen stirbt, ihre letzte Plastik, eine Raubtiergruppe, die in der Halle des Postamtes in Rastede aufgestellt wird.

Maria Ewel, die 1985 mit dem Ostpreußischen Kulturpreis der Landsmannschaft Ostpreußen ausgezeichnet wurde, gehörte zu den Künstlern, die sich nicht haben beirren lassen und ihrem Stil treu geblieben sind. „In den Jahrzehnten ihres Schaffens“, so Professor Gert Duwe in dem Verzeichnis ihres plastischen Gesamtwerkes über die Bildhauerin aus Königsberg, „hat Maria Ewel eine Vielzahl unterschiedlichster Stile und Strömungen überdauert, Richtungen, die sich zum Teil sehr ausschließlich gebärdeten und nicht immer zur künstlerischen Toleranz bereit waren. Maria Ewel ist sich in der ganzen Zeit treu geblieben; das modische Mitvollziehen entspricht nicht ihrer Art, sie hat in einem kontinuierlichen Schaffensprozeß alle künstlerischen Möglichkeiten ihres Stils ausgeschöpft und zur letzten Reife geführt. – Eine der Besprechungen, die sich mit ihren Arbeiten beschäftigt, trägt die Überschrift „Ich bin Ihnen wohl nicht modern genug?“ (Übrigens im Ostpreußenblatt vom 3. Juni 1969, d. Verf.) „Wir können eine solche Frage beantworten: Maria Ewel ist klassisch, zeitlos modern, und darum haben ihre Werke über alle Richtungen hinweg Bestand und Gültigkeit.“ SiS



Maria Ewel: Raubtiergruppe (Bronze, 1982)

Fotos (2) Archiv

Königsberg 1945-48

DIE ERLEBNISSE EINES MEMELERS

Von R. M.

Vor uns liegt der fesselnde Bericht eines allen Memelern bestens bekannten Mannes. Tausende Patienten gaben sich im Laufe der Jahrzehnte die Klinke seiner Praxistür, zunächst am Neuen Markt, später in der Libauer, in die Hand. Tausenden Memelern zog er den schmerzenden Zahn, Tausende Plomben von ihm halten heute noch. Es erfüllt uns alle mit tiefem Mitgefühl, daß der Mann, der so vielen die Schmerzen linderte, durch die Kriegereignisse größeren körperlichen und seelischen Schmerzen ausgesetzt wurde als die meisten von uns.

Sein Bericht ist so spannend und aufschlußreich, daß wir uns freuen, ihn fast ungekürzt hier veröffentlichen zu können. Emige empfindliche Streichungen waren notwendig — nicht aus Raummangel, sondern weil es heute schon wieder nicht immer ratsam ist, die brutale ganze Wahrheit zuzusagen. Wir stellen das ausdrücklich fest, um den allgemeinen Eindruck nicht zu verfälschen. Was blieb ist erschütternd genug und den gestrichenen Rest werden viele von uns aus eigenem Erleben ergänzen können.

Lassen wir Herrn M. erzählen!

Aufbruch in Memel.

Am 31. Juli und am 1. August 1944 wurden die Frauen und Kinder aus Memel evakuiert, und in den ersten Tagen des August die Männer zur Schnappaktion eingesetzt. Es blieben zirka 5000 Einwohner zurück. Die Stadt war verodet. Ein kleiner Kreis betreuender Strohwitwer traf sich im Hinterstübchen b. Steppat, Schützenhaus, zum Essen.

Die Lage der Stadt wurde anscheinend besser. Die feindlichen Flieger kamen seltener, und daher kehrten auch viele Frauen mit ihr Kindern zurück. Meine Praxis belebte sich auch wieder. So ließ ich meine Frau u. die älteste Tochter, die bei meinem Bruder waren, zu meiner Hilfe zurückkommen. Auch meine Schwester wurde vom Wirtschaftsamt der Stadt zurückbeordert. Ende September war das Leben in der Stadt beinahe wieder normal.

Am 7. Oktober wurde durch Drahtfunk bekannt gegeben, daß die Bevölkerung die Stadt zu verlassen hat. Alle Zivilisten mußten fort. Nachmittags fuhren auch wir, meine Frau, Tochter und ich, mit einem Transport ab. In Kreuzingen mußten wir aussteigen und Quartier beziehen. Da ich nun wußte, wo ich die Meinen treffen würde, mogelte ich mich trotz Verbotes in Tilsit durch und fuhr nochmals nach Memel zurück, wo ich um 24 Uhr eintraf. Während der Nacht packte ich noch Notwendiges zusammen und befestigte alles an einem Fahrrad. Die Mahnung Zivilisten haben die Stadt zu verlassen, ertönte ununterbrochen durch den Rundfunk. Um 9.30 Uhr wurde zusätzlich gesagt, daß der fahrplanmäßige Zug 10.22 Uhr der letzte sei. Nun schob ich das Rad mit dem Gepäck zur Bahn. Die Sperre war auf, und der Zug noch nicht vorgefahren. Dafür lief ein beladener Militärzug von Bajohren ein. Auf einer Lore brannte ein PKW., und bald waren viele Verwundete da. Hinter dem Bahnhof spritzten auch schon Dreckfontänen, von einschlagenden Granaten herrührend, auf. Der Krieg war schon recht nahe. Endlich fuhr der Zug vor u. dann um 12 Uhr unter Fliegerschutz ab. Es war der 10. Oktober geworden. Dieses war wirklich der letzte Zug. Er hielt an jedem

Bahnwärterhäuschen und nahm überan Frauen und Kinder der Beamten mit. Nur den Feiern heitern Kinder, Senare, Ziegen und Schweine frei herum. Näperte sich der Zug der Unaussee, cronckte man die Trecks d. Landbevölkerung, Wagen hinter Wagen, und entgegengesetzt Militäranzüge und Panzer.

Im Schnecken tempo ging es mit dem Zuge vorwärts. Um 10 Uhr waren wir in Heydekrug, und es schimmerte schon stark, als wir aus Rogegen herausfahren. Der Bahnhof wurde bombardiert, Tannenbäume in der Luft. Russische Flieger versuchten, die Luisenbrücke und die Eisenbahnbrücke zu treffen. Tilsit brannte. Als die Memel passiert war, ging es mit schneller Fahrt bis Insterburg. Von hier fuhr ich zurück nach Szillen, und dann gings zu Fuß, das Rad schiebend nach Kreuzingen. Spät abends war ich bei Frau und Tochter, die schon den Befehl bekommen hatten, den Ort zu räumen. Am 12. Oktober mittags pferchten wir uns in den Packwagen eines von Tilsit einlaufenden Zuges und waren gegen 19 Uhr in Königsberg. Hier kamen wir zufällig mit unserer Tochter Gerda zusammen, die Straßenbahnschaffnerin im KHD war. Nun fuhren wir flott nach Travemünde zu meinem Bruder.

Das Herumsitzen behagte mir nicht, und so bewarb ich mich um beruflichen Einsatz. In Norddeutschland war keine Stelle frei, und darum bewarb ich mich beim Reichsverband um die Anschrift der Landesstelle Sachsen, weil hier viele Memeler evakuiert waren. Die Antwort lautete, daß die Bewerbung zwecklos sei, weil Gauleiter Koch alle Zahnbehandler bei hoher Strafe nach Ostpreußen zurückbeordert hätte. Unsere Tochter Elly, die auch ihren KHD bei der Post in Königsberg ableistete, war nach Neujahr in Urlaub gekommen, und so fuhren wir zu dritt am 9. Januar 1945 nach Ostpreußen. Ich war mittlerweile nach Gerdauen kriegsdienstverpflichtet worden. Mit meiner Frau, die nun alles mit mir teilte, gings nach Gerdauen. Mit der Praxisübernahme klappte es nicht. So mußte ich nach Königsberg zurück und erhielt neue Anschriften von verwaisten Praxen, darunter für Rastenburg, Sensburg und Johannesburg. In Rastenburg eingetroffen, mel-

dete ich mich beim Bürgermeister. Er sagte: Ich habe keine Verwendung für Sie, machen Sie, daß Sie wegkommen. Um Sensburg wurde gekämpft u. Johannesburg war schon in russischem Besitz. Alle Zugverbindungen von und nach Rastenburg waren unterbrochen. Wir saßen fest.

Nach einer Woche war die Straße nach Königsberg freigeekämpft, und auf Feldpostwagen, die Munition von Lyck holen sollten, aber leer zurückkamen, fuhren meine Frau und ich nach Bartenstein. Von hier aus konnten wir mit Krankenwagen des Res.-Lazarets, das in Auflösung war, nach Königsberg. Während unserer nächtlichen Fahrt lag die Straße Pr. Eylau-Königsberg unter Beschuß. Wir kamen aber ohne Verluste gut durch. Bei Bomben- und Granatenhagel trafen wir am 29. Januar im Lazarett Kanonenweg ein.

Am nächsten Morgen gingen wir in die Stadt zur Wohnung Dr. Kittels in der Gesekiusstraße. Er hatte mir seinen Wohnungsschlüssel gegeben, damit wir ein Unterkommen hätten. An der Tür war ein Schild mit dem Namen Dr. Dunst befestigt. Gesehen haben wir ihn aber nicht mehr. Es hatte sich in Königsberg vieles verändert. Viele waren fort, darunter auch der Landesdienststellenleiter. Am 29., 30. und 31. Januar 1945 wurde Königsberg von den Russen erfolglos belaufen, diese wurden sogar etwas zurückgeschlagen.

Ich wurde in die Praxis Hufenallee 78 (Fräulein Pasarge) eingewiesen. Viel Arbeit gab es nicht. Jeder war froh, nicht auf die Straße gehen zu müssen. Mehrmals täglich brachte ich die Rollglasfensterscheiben meiner Praxis in Ordnung. Leider gingen sie immer schneller kaputt, als ich sie zu recht machen konnte. Da der Aufenthalt in der Stadt durch Bomben und Bordwaffenbeschuß überaus verlustreich war, wurden Frauen und Kinder zwangsweise evakuiert. Auch meine Frau mußte fort. Allein zurückgeblieben, zog ich nach der Hufenallee. Größtenteils hielt ich mich im Keller auf.

Am 8. April: Die Russen!

In den letzten Tagen des März erhielt ich von meiner Frau aus Rauschen durch Feldpost (andere Post ging nicht) die Mitteilung, daß sie nach diesem sonst so schönem Badeort evakuiert sei, aber unter Bordwaffenbeschuß sehr zu leiden hätte. Ich wählte sie schon lange bei unsern Kindern in Travemünde. Nun holte ich sie zurück. Die Strecke Fischhausen-Gr. Dirschkeim-Rauschen war gerade fertig geworden. Am 30. März saßen wir wieder vereint im Keller der Hufenallee. Der Russe arbeitete sich immer näher an die Stadt heran. Tag und Nacht gabs Bomben und zusätzlich tagsüber Bordwaffenbeschuß. Militär und Rundfunk waren noch immer siegesbewußt. Es hieß, es wären sechs Divisionen um Königsberg. Verpflegung und Munition reichten für sieben Monate. Ich glaubte alles, bis am 8. April um 14 Uhr die Russen uns aus dem Keller holten.

Im Laufe des Vormittags hatte unser Grundstück eine Bombe u. je eine Granate in den Keller und das Patterre erhalten. Wir waren zufällig auf der Hofseite des Kellers. Der Keller war durch eine recht starke Mauer halbiert und durch Mauerdurchbruch verbunden. So kam die ganze Kellergemeinschaft, die aus elf Personen bestand, gut davon. (Wird fortgesetzt)